

Borbecker Beiträge

Mitgliederbrief des Kultur-Historischen Vereins Borbeck e. V

35. Jahrgang, Nr. 3/2019, Oktober - Dezember



Dr. Horst Pomp und Rainer Maaß vor der renovierten Mühle zur Einweihungsfeier am 2. Juni 2013

Borbecker Beiträge

Mitgliederbrief des Kultur-Historischen Vereins Borbeck e.V.

35. Jahrgang, Nr. 3 / 2019, Oktober - Dezember

Redaktion/Layout: Andreas Koerner, Germaniastraße 249, 45355 ESSEN-BORBECK,
Tel. 0201/67 95 57

E-Mail: a_koerner@gmx.de

Herstellung: Büro Jürgen Becker, herausgegeben vom Kultur-Historischen Verein Borbeck e.V.
Weidkamp 10, 45355 ESSEN-BORBECK, Tel.: 36 43 528

Vorsitzender: Jürgen Becker, Tel./FAX 670479

www.khv-borbeck.de
info@khv-borbeck.de

Der Mindestjahresbeitrag beträgt 29,- Euro für Einzelmitglieder, 15,- Euro für Personen mit geringem Einkommen, 36,- Euro für Familien und 52,- Euro (oder gerne mehr) für Unternehmen usw. Der Jahresbeitrag schließt den regelmäßigen Bezug der „Borbecker Beiträge“ sowie die regelmäßigen Informationen über Vereinsveranstaltungen ein.

Beitragskonten:

Sparkasse Essen, BIC SPESDE3EXXX
IBAN - DE 28 3605 0105 0008 5415 00

Nationalbank, BIC NBAG DE 3 E
IBAN DE 77 3602 0030 0000 36 92 92

Spenden sind steuerabzugsfähig

Inhaltsverzeichnis

Grußwort - S. 75

Andreas Koerner: Ukrainer in Borbeck - S. 76 - 82

Andreas Koerner: Der Fußballplatz an der Grasstraße - S. 83 - 85

Andreas Koerner: Der letzte Zinkhüttendirektor Karl Heinz Brader erinnert sich - S. 86 - 98

Andreas Koerner: Frau Margrit Sund - S. 99

Andreas Koerner: Dr. Hans Gerd Engelhardt gestorben - S. 100 - 101

Andreas Koerner: Dr. Horst Pomp: ein Kämpfer für die Umwelt - S. 102 - 105

Teller für den Endsieg - S. 106

gelesen: S. 107 - 108

Titelbild: Einweihungsfeier Vossgätters Mühle 2. Juni 2013 (Foto: Andreas Koerner)

Sehr geehrte Damen und Herren!

Während Sie in der Alten Cuesterey noch die Ausstellung "Bergbau in Borbeck" besichtigen und an den dazugehörigen Veranstaltungen teilnehmen können, erfahren Sie hier aus erster Hand etwas vom Ende der Zinkhütte in Borbeck. Ohne die Kohle unter dem Borbecker Erdboden hätte es auch keine Zinkhütte gegeben. Ein weiteres Thema sind die Ukrainer im Borbeck der letzten Kriegszeit. Dann kommen drei Personen vor, die sich für ihre Mitmenschen verdient gemacht haben.

Ein frohes Weihnachtsfest und alles Gute im Neuen Jahr wünscht Ihnen

*Ihr
Andreas Lorenz*

Paul Schug / Andreas Koerner

Borbecker Spuren in der Ukraine

Einleitung von Andreas Koerner:

Im letzten Weltkrieg wurden viele Kriegsgefangene und zivile Ausländer zur Arbeit für das Deutsche Reich eingesetzt. Aufgefallen waren mir in Borbeck die Zwangsarbeiter aus der Ukraine. So erzählte mir meine Vorgängerin in der Stadtbibliothek Borbeck, Frau Susanne Becker, dass die Borbecker Bibliothek 1944 vorübergehend im Saal der Gastwirtschaft Körntgen untergebracht war: Bei Körntgen wurden nicht lange Bücher ausgeliehen. Ein Volltreffer auf den Saal setzte die Bibliothek „außer Gefecht“. Jeden Morgen um 7 Uhr holte Frau Becker drei russische Kriegsgefangene vom Hochbauamt an der Hülsmannstraße ab, die die Trümmer der Bibliothek wegräumten. Sie waren sehr tüchtig. Die Verständigung mit ihnen war jedoch sehr mühsam. Einer der drei, ein Ukrainer, konnte ein paar Brocken Deutsch.¹

Frau Marianne Ilg schrieb 1995 an unseren Stadthistoriker Dr. Ernst Schmidt von jungen Ukrainerinnen. Ihren Brief hatte ich vollständig in dem Buch "Zwischen Schloss und Schloten. Die Geschichte Borbecks" (1999) auf den Seiten 191-192 veröffentlicht. Daraus zitiere ich hier eine Passage: "Olga Ponomarenko, unsere Ukrainerin, hat uns im Haushalt geholfen. Und weil wir gleichaltrig waren, hatten wir ein freundschaftliches Verhältnis. Nach Luftangriffen haben wir in einem Bett geschlafen. Als die Bomben das Lager im Schlosspark trafen, haben wir zusammen den Ort des Greuels besucht und die verbrannten Landsleute gesehen; dieser Anblick ist unvergessen. Auch Freude haben

¹ Als Soldat geriet der Borbecker Heinz Lutzius in russische Kriegsgefangenschaft und kam in den Donbas in der Ukraine. Aus seinen Erlebnissen hatte er eine Erzählung gemacht: *Welch ein Glück, dass ich Russisch sprach.* Selbstverlag. Druck: Druckerei Bolte, Essen-Borbeck 1996. 202 S.

wir gehabt. Matja, ihre Schwester, und einige Freundinnen haben sich, so oft es ging, bei uns getroffen."

Im Jahre 1998 erschien in den Borbecker Nachrichten ab 20. August ein ausführlicher dreiteiliger Bericht mit dem Titel "Eine Reise in die Vergangenheit meines Vaters. Paul Schug über Borbecker Spuren in der Ukraine." Über Umwege bin ich erst jetzt auf ihn gestoßen. Paul Schug jun. schrieb einen Erlebnisbericht, den ich etwas versachlicht und ergänzt habe. Die abenteuerliche Fahrt nach Lemberg habe ich weggelassen. Ich habe die Geschichte auf die Geschichte der Ukrainer in Borbeck konzentriert.²

Paul Schug sen. wohnte in der Neustraße 209³ und hatte ein kleines Baugeschäft, das den Namen Behrendt & Schug trug. Der Herr Behrendt spielte dabei letztlich nur eine Rolle im Firmennamen. Diese Bau-firma war unter anderem beschäftigt für die Zeche Neucöln nebenan. Sie mauerte Koksöfen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden mussten. Dabei spielte eine Rolle, dass der Vater von Paul Schug sen. Betriebsleiter der Kokerei der Zeche Neucöln war. Die Reparatur von Schäden durch Bombenangriffe kam in der Kriegszeit hinzu. Paul Schug war vom Jahrgang 1901 und kam deshalb nicht so schnell dafür in Frage, für den Kriegsdienst eingezogen zu werden. Der Bruder von Paul Schug sen. hieß Wilhelm und hatte eine Kartoffel-großhandlung am Güterbahnhof Borbeck.

² Es gibt übrigens eine Wanderausstellung "Riss durchs Leben". Sie stellt das Leben von 10 ukrainischen Frauen dar, die als Zwangsarbeiterinnen im Rheinland gearbeitet hatten. Dargestellt ist ihr Leben im Rheinland und später in der Ukraine. Die Ausstellung wurde vom Landschaftsverband Rheinland eingerichtet. Sie war auch im Mädchengymnasium zu sehen. Man kann sich über sie unter: www.riss-durchs-leben.lvr.de ausführlich informieren.

³ seit 1927 im Dreigarbenfeld 73

Wahmann - Jahrgang 1943. Bergmühle 114									
Laufende Nummer	Hausname	Vorname	Wohnort	Strasse	geboren	Geburtsort	Eintritt	Austritt	Steuer-Karte
1.	Kalowsky	Karl	ö.-Österr.	Neustraße 142	29. 7. 1921.	Perambor	19. 7. 43.	30. 5. 45	ausl.
2.	Konrad	Peter	"	"	13. 7. 1922.	Swandor	19. 7. 43.	30. 5. 45	"
3.	Keinler	Ernst	"	"	24. 7. 1921.	Swandor	19. 7. 43.	11. 10. 44	ausl.
4.	Klingel	Jürgen	"	"	12. 2. 1921.	Swandor	19. 7. 43.	30. 5. 45	ausl.
5.	Klein	Stefan	"	"	31. 1. 1920.	Swandor	19. 7. 43.	30. 5. 45	"
6.	König	Ernst	"	"	18. 2. 1925.	Himmels	19. 7. 43.	30. 5. 45	"
7.	Klein	Anton	"	"	15. 6. 1920.	Himmels	19. 7. 43.	30. 5. 45	"
8.	Klein	Ernst	"	"	19. 4. 1921.	Himmels	19. 7. 43.	21. 4. 45	"
9.	König	Jürgen	"	"	20. 9. 1924.	Swandor	19. 7. 43.	30. 5. 45	"
10.	Klein	Ernst	"	"	24. 2. 1925.	Himmels	19. 7. 43.	30. 5. 45	"
11.	Klein	Karl	"	"	19. 11. 1922.	Börsen	19. 7. 43.	7. 4. 45	"
12.	Nassau	Ernst	"	"	15. 8. 1925.	Kübel	19. 7. 43.	30. 5. 45	"
13.	König	Ernst	"	"	5. 5. 1925.	Kübel	19. 7. 43.	10. 6. 44	"
14.	Klein	Peter	"	"	6. 12. 1922.	Swandor	19. 7. 43.	21. 4. 45	"
15.	Klein	Peter	"	"	7. 7. 1921.	Swandor	19. 7. 43.	3. 5. 45	ausl.

Eine Doppelseite aus einem Notizbuch von Paul Schug. In dem Notizbuch waren von 1933 bis in die fünfziger Jahre die Beschäftigten bei der Firma Behrendt & Schug eingetragen mit den Rubriken: Laufende Nummer, Hausname, Vorname, Wohnort, Straße, geboren, Geburtsort, Arbeitsbuch-Nr., Eintritt, Austritt, Steuer-Karte, Nummer. Nur auf dieser Doppelseite findet man Ausländer. In den Spalten war die Adresse "Neustraße 142" angegeben, später oben "Bergmühle 114" nachgetragen worden.



Zehn junge Ukrainer auf einem Ausflug am Rhein im Jahre 1943 oder 1944. Ganz links, liegend: Eustachio Shuhajlo, stehend zweiter von links. Eustachio Tschysko

Als Wilhelm 1938 starb, übernahm der Bruder Paul zusätzlich die Geschäftsführung der Kartoffelgroßhandlung. Als Bau-sachverständiger wurde er auch noch eingesetzt im Sicherheits- und Hilfsdienst (SHD), der im Schloss Borbeck seine Dienststelle hatte. Dieser SHD wurde bei Schäden durch Luftangriffe zu Hilfeleistungen herangezogen. Also gab es gute Gründe, dass Paul Schug die ganze Kriegszeit in Borbeck blieb, abgesehen von kurzen Reisen in den Westerwald, woher er stammte und wo seine Frau und seine beiden Kinder vor den Bomben in Sicherheit waren.



Paul Schug sen. mit Tochter

Paul Schug erinnerte sich: Im Alter erzählte der Vater gerne von früher, oft sagte er: "Ich wüsste so gerne, was aus meinen Ukrainern geworden ist." Der Sohn erinnerte sich, wie weiter sprach: "Mein Gott, fast noch Kinder! So waren unsere Jungs, die als Flakhelfer oder zuletzt noch als Soldaten für Herrn Schickelgruber antreten mussten." Und "Ich hatte immer dafür gesorgt, dass die Jungs zu essen hatten. Und für Zigaretten habe ich auch gesorgt! Weihnachten haben wir sogar mitei-

ander gefeiert, mit einem Tannenbaum und einer Flasche Schnaps." Und "Weißt du, 'Schisko' war der schlaueste Bursche von allen. Er konnte nach drei Monaten so viel Deutsch, dass er uns verstehen konnte; er war überhaupt ein gescheiter Kerl und bald der Anführer der ganzen Gruppe. 'Schisko' und Schuchailo, die stammten aus einem Dorf; Schuchailo war ein braver Bursche." Und "Die Ukrainer waren in Wohnungen untergebracht, je vier in einem Zimmer. Und als der Krieg vorbei war, zogen viele Fremdarbeiter, Gefangene und auch Kriminelle morodierend durch die Stadt. Tschysko sagte da zu mir: 'Direktorchen' - so nannte er mich immer - 'Direktorchen, wenn böse Leute kommen, Direktorchen, muss ganz laut schreien! Wir kommen dann sofort und helfen Direktorchen!'"

Die Erzählungen des Vaters waren für den Sohn nicht besonders interessant. Der Vater starb Anfang 1992. Doch dann erschien am 14. August 1992 in den Borbecker Nachrichten (und am 11. August 1992 in der WAZ) ein Artikel von Ernst Schmidt, in dem Russen nach dem Schicksal von Essenern fragen. Darin stand u. a.: "Zwei Einwohner eines Dorfes aus der Ukraine bitten um Hilfe. Sie seien arme Rentner und hätten ein schweres Leben. Als 15- und 20-jährige⁴ arbeiteten sie von 1943 bis 1945 als Zwangsarbeiter in Essen. Das Lager war in der Borbecker Neustraße.⁵ Direktor sei ein Herr Schuch, Arbeitsmeister Gustav Kaminski gewesen. Auch die Ukrainer möchten Näheres über das Schicksal beider erfahren." Das war eine große Überraschung. Der Sohn wusste sofort, wer gemeint war.

Der Zeitungstext war nach einem Brief aus der Ukraine formuliert, der handschriftlich vorliegt und wie folgt lautet:

⁴ Laut Liste in dem Heft der Arbeitskräfte der Firma Behrendt & Schug waren die Ukrainer nicht jünger als 18 Jahre, als sie nach Essen-Borbeck kamen.

⁵ In der Neustraße war kein Barackenlager für ausländische Arbeiter, sondern das Materiallager der Baufirma Behrendt & Schug.

"den 15. März 1992

*Herr Bergmeister der Stadt Essen
Wir Bürger aus der Ukraine, Einwohner
des Dorfes Humanetz Lwiwer Gebiet
Straryj Sambir Bezirk
Stach Stepanowitsch Tschysko
Stach Grigorjewitsch Schuhailo
haben eine Bitte an Sie.*

*Wir arbeiteten in Deutschland seit
dem Jahre 1943 (März) bis 1945 (Mai) in
der Stadt Essen, Neustraße, Direktor Herr
Schuch, Arbeitsmeister Gustav Kaminski.
In dieser Zeit waren wir 15-20 Jahre alt.
Wir waren damals noch jung. Jetzt sind
wir schon 65-70 Jahre alt. Wir brauchen
Eure Hilfe, denn wir sind jetzt arme Rent-
ner und haben ein schweres Leben.*

*Unsere herzliche Grüße aus der
Ukraine!"*

Dieser Brief erhielt am 2. Juni 1992 den Eingangsstempel vom Büro Oberbürgermeisterin, am 4. Juni den vom Büro Oberstadtdirektor und am 9. Juni den vom Stadtamt 15. Darunter der handschriftliche Notiz "Deutsch-Russ. Ges. einschalten". Als sich Paul Schug an den Ansprechpartner dieser Gesellschaft wandte, wurde deutlich, dass er eigentlich etwas gegen Ukrainer hatte, er hatte dann aber doch den Namen eines ukrainischen Ansprechpartners genannt.⁶ Es handelte sich um Petro Lypa. Er war selbst ukrainischer Zwangsarbeiter, war in Deutschland geblieben und wohnte in Altendorf. Er hatte schon mehrfach als Übersetzer und Vermittler gedient.

Paul Schug hatte jedenfalls daraufhin einen Brief nach Humanetz in die Ukraine geschrieben und erhielt folgende Antwort:

*"Sehr geehrter Herr Schug!
Mit großer Freude haben wir Ihren Brief
bekommen und sind Ihnen herzlichst dafür*

*dankbar. Ehrlich gesagt, wir hatten keine
Hoffnung auf solch eine gutherzige Ant-
wort von Ihnen. Besonders gerührt sind die
Erinnerungen an Ihren Vater, den Herrn
Schug, den wir für seine gutmütige Bezie-
hung zu uns, den Ukrainern, immer Hoch-
geschätzt haben. Bis heute denken wir an
seiner Herzlichkeit immer wieder zurück.*

*Ihr Vater und Herr Kaminskyj ha-
ben uns nach Möglichkeit stets geholfen.
Es waren böse Kriegszeiten, in Borbeck
haben wir an der Neustraße gewohnt. 28
Jungen kamen damals aus
Lwiwer/Lemberg-Gebiet.⁷ Die waren 18
bis 22 Jahre alt. Vier junge Männer
stammten aus dem Dorf Humanetz. Anton
Schubak ist schon gestorben, Wassyl
Kuchar wohnt in der Stadt Drohobytsch.
Heutzutage sind Herr Schuhajlo und ich in
Humanetz geblieben. Er ist 71 und ich bin
64 Jahre alt. Das Schicksal der anderen ist
uns nicht bekannt.*

*Die oben genannten Jungen aus
Humanetz wollten nach Hause zu ihren
Eltern, und die Amerikaner haben uns sehr
gerne geholfen. Sie haben uns mit dem
Flugzeug in die russische Zone zu den so-
genannten 'Brüdern' abkommandiert. Lei-
der hatten wir es nicht sofort erreicht. Ei-
nige sind nach Gorkyj, die anderen nach
Donbas, Moskau hingeraten. Es waren die
schwersten Zeiten für uns.*

*Herr Schuchajlo und ich haben
kleine Holzhäuser, Kinder und Enkel. pro
Monat erhalten wir eine geringe Pension,
was zirka 18 bis 24 D-Mark beträgt. Doch
hoffen wir aber auf das bessere Leben. Wir
haben kleine Grundstücke bekommen, die
wir mit Hacken, Sichel, Sensen usw. an-
bauen.*

*Herr Schug, Sie sind ein gutmütiger
Mensch, Sie interessieren sich für die not-
wendige Hilfe für uns, fragen Sie nach
unseren Problemen. Wir sind Ihnen sehr
dankbar.*

⁶ Über das Verhältnis zwischen Russen und Ukrainern kann man ausführlich lesen in: Andreas Kappler: Ungleiche Brüder. Russen und Ukrainer vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München: Beck 2017. 257 S.

⁷ In der Liste von Paul Schug sen. sind nur 15 Ukrainer aufgelistet. Wo sich die übrigen vielleicht vorhanden gewesen Ukrainern befanden, ist unbekannt.

Herr Schuhajlo und ich möchten wie alle ukrainischen Bauern auf deutsche Art und Weise arbeiten, aber ukrainisch leben. Aus tiefstem Herzen rechnen wir auf ihre Gutmütigkeit und Herzlichkeit. Wir möchten Pferde, Leiterwagen, und andere Geräte besorgen. Die werden uns Früchte bringen und große Freude machen. Es gibt leider dafür kein Geld.

Herr Schug, entschuldigen Sie uns, den alten Dorfleuten, dass wir so offenherzig schreiben ...

Wir schicken Ihnen die einzige Erinnerung an Deutschland, ein Foto, das am Ufer des Rheins gemacht wurde. Es ist wie ein Wunder erhalten geblieben. Herr Schuchajlo liegt auf der Erde, der erste von links nach rechts. Ich stehe oben, der zweite von links nach rechts. Wenn es möglich ist, machen Sie eine Fotokopie. In Deutschland waren wir etwa drei Jahre, 1942 bis 1945.

13.10., 1992

Hochachtungsvoll und mit freundlichen Grüßen

J. Tschysho und J. Schuhajlo"

Es stimmte also, was der Vater immer in kleinen Dönkes erzählt hatte. Seine noch lebende Schwester bestätigte, dass er immer in der Familie gesammelt habe: Zigaretten, Socken, Wäsche etc. Paul Schug berichtete: Bei meiner Schwester und mir sowie allen Verwandten löste die in dem Brief geäußerte Bitte um Hilfe sofort hektische Aktivität aus. Es wurde gesammelt und bald war genug zusammen, um drei große Pakete zu packen. Petro Lypa nahm sie in die Ukraine mit. Auf anderem Weg wären sie nicht angekommen. Er hatte nach dem Zusammenbruch des Kommunismus sofort die Initiative ergriffen und Besuche in seiner alten Heimat sowie Hilfslieferungen organisiert. Bei seiner Rückkehr konnte er von den beiden Landsleuten, die in Borbeck gearbeitet hatten, berichten. In den folgenden Jahren gingen Briefe hin und her, in deutsch, denn Eustachio Tschysko hatte dort jemanden, der gut deutsch lesen und schreiben konnte. 500

Mark hatten beide durch die Bundesregierung als einmalige Abfindung bekommen. Das war zwar wenig, aber in der Ukraine war das ein kleines Vermögen. Dieser Betrag und die Zuwendungen im Laufe der Jahre vonseiten der Schugs verbesserte die Lage der Beiden. Eustachio Tschysko konnte sich zum Beispiel ein Pferd kaufen und Kunstdünger. Und dann kam die Einladung, einmal in die Ukraine zu kommen. Paul Schug fuhr mit seiner Frau in seinem Auto am 9. Juli 1997 los. Die Autofahrt ging aber nur bis Neuzelle an der Oder bei Eisenhüttenstadt. Dann stiegen sie um in die Eisenbahn, zunächst über Görlitz nach Breslau. Von dort ging es dann weiter nach Lemberg. Zur Zeit der Sowjetunion hieß die Stadt Lwow und jetzt heißt sie, nachdem die Ukraine selbständig geworden war, Lviv. Auf dem trubeligen Bahnhof von Lemberg wurden sie von Petro Lypa und dem Lemberger Gastgeber Petro Romanjuk empfangen. Mit größter Gastfreundlichkeit wurden sie in der Wohnung der Romanjuks aufgenommen. Sie schliefen in den Ehebetten, während die Gastgeber behelfsmäßig nächtigten. Am Montag, 21. Juli 1997 ging es dann mit einem Taxi von Lemberg nach Humanetz, ca. 80 km entfernt. Mit dabei war auch das Ehepaar Lypa, da Herr Lypa übersetzen musste. Mit großer Verzögerung kamen sie dann dort an. Paul Schug berichtete in den Borbecker Nachrichten:

Niemals habe ich ihm ein Foto von mir geschickt oder beschrieben, wie ich aussehe, zum Beispiel mein weißes Haar erwähnt. Als er fünf Meter von uns entfernt ist, ruft er, schreit er fast, indem er auf mich zeigt: "Das ist Paul Schug!" Und dann liegen wir uns in den Armen, und er ruft immer wieder: "Das ist Paul, das ist Paul!" Als die erste Erregung vorbei ist, erzählt er, dass mein Vater ihn mehrmals mit in den Westerwald genommen habe, wo meine Mutter, meine Schwester und ich wegen des Bombenkrieges ausgesiedelt waren. Dort hat er mit uns gespielt und Spaziergänge gemacht, wie ein großer Bruder mit seinen kleinen Geschwistern.

Dann gingen sie zu Eustachio Suchajlos Hof: Wenn ich als Lehrer zu dem Sachunterrichtsthema "Leben früher und heute" Anschauungsmaterial brauchte, hier hätte ich es in Hülle und Fülle. Das Wohnhaus ist eine kleine Kate auf etwas erhöhtem Fundament. Die anderen Gebäude sind kleine Hütten, in denen Heu lagert, die Hühner scharren, eine Kuh steht. Fließendes Wasser gibt es nicht, wohl gibt es elektrischen Strom. Das Pumsklo befindet sich außerhalb des Wohnhauses.



Eustachio Tschysko (links), der Dolmetscher Petro Lypa und Eustachio Schuhajlo am 21. Juli 1997 in Humanetz

Wir wurden in die gute Stube geführt, wo ein knapp zwei Meter langer, schmaler Tisch gedeckt war. Neben den Gedecken für zirka zwölf Personen war er restlos bedeckt mit leckeren Speisen. In der Mitte stand, etwas erhöht, ein Kuchen, darunter Brot, Tomaten-, Kappes- und Möhrensalat, Kohlrouladen, Reis, Pilze und viele andere Köstlichkeiten standen bereit. Wir wurden aufgefordert zuzugreifen. Inzwischen war es vier Uhr nachmittags. Nebenbei erfuhren wir, dass die klägliche Rente von 50 HRN (Zirka 50 DM, Kaufkraft entspricht zirka 350 DM) seit vier Monaten nicht ausgezahlt worden war. Der ukrainische Staat war nahezu zahlungsunfähig. Wie hatten sie es nur geschafft, dieses köstliche Festessen auf den Tisch zu bringen! Es fehlte an nichts! Selbst Krimsekt wurde angeboten. Sie müssen wohl seit Monaten auf diesen Tag hin gespart haben. Schließlich brachen wir auf, denn Eustachio Tschysko wollte uns

auch als seine Gäste begrüßen. Der Weg führte durch das Dorf, das langgezogen auf einem Hügel liegt. Rund 200 Häuser soll es haben mit zirka 1000 Menschen. Der Weg führte uns zuerst zur Kirche, renoviert, mit einer neuen Seitenkapelle. Dieses war uns schon auf der Hinfahrt aufgefallen: überall neue Kirchen. Ein sichtbares Zeichen der neugewonnenen Freiheit und der Überwindung des antichristlichen Sozialismus. In Eustachio Tschyskos Haus erwartete uns dasselbe Bild: ein festlich gedeckter Tisch. Es fällt schwer, das Angebot der Gastgeber abzulehnen, hatten wir doch die vorigen Stunden schon mit Essen verbracht. Die ganze Familie war gekommen, selbst das Urenkelkind war da. Der Gastgeber zeigte mir stolz die Geräte, die er durch unsere Hilfe hat anschaffen können: einen Pferdewagen, eine Egge, eine elektrisch betriebene Kreissäge. Das Pferd, das er sich auch gekauft hatte, stand auf der Weide. Er habe so große Sehnsucht nach seiner Mutter gehabt, dass er nach Hause wollte. Mit einem amerikanischen Militärflugzeug sei er zu den Russen gebracht worden. Diese hätten ihn jedoch, wie Tausende andere auch, als Vaterlandsverräter behandelt und nach Sibirien geschickt, von wo er erst nach fünf Jahren in sein Dorf zurückkehren durfte. Das Foto vom Ausflug an den Rhein sei für ihn eine Erinnerung an eine gute Zeit gewesen, trotz des Krieges, nach dem Krieg sei es ihm erst richtig schlecht gegangen. Eustachio Schuhailo hatte da ein besseres Schicksal. Er blieb, abwartend, wie sein Charakter ist, zunächst einmal in Deutschland, bei den Amerikanern. Diese brachten ihn mit vielen anderen nach Frankreich, wo sie zur Bewachung deutscher Kriegsgefangener eingesetzt wurden. Nach einem Jahr durfte er sofort in die Ukraine, nach Humanetz zurückkehren. -

Es war Abend geworden; an der Zeit, Abschied zu nehmen. Zum Abschied spielte Eustachio Tschysko noch - mehr schlecht als recht - ein Stück auf der Geige: "auf der schönen blauen Donau". Diese Geige hatte er vom Pfarrer Brokamp ge-

schenkt bekommen, wohl auch zum Abschied. Sie stammte von einem Vater, dessen Sohn als Soldat im Osten gefallen war.⁸ Die Rückfahrt mit dem Flaggschiff sowjetischer Produktion, dem Wolga, wird auch noch zwei Stunden in Anspruch nehmen. Kaum hatten wir das Haus verlassen, um zum Wagen zu gehen, wurden wir noch reich beschenkt: Ein kleiner Sack Kartoffeln, zwei große Gläser saurer Sahne, ein großer Beutel Walnüsse, zwei Flaschen Schnaps, die auf dem Tisch standen. Zum Abschied lagen wir uns wieder in den Armen und wir wussten, dass wir uns wahrscheinlich nie mehr widersehen werden.

Nachzutragen ist, wie die Ukrainer nach Essen-Borbeck zu Paul Schug kamen: Durch den Krieg wurden immer mehr Soldaten gebraucht. Paul Schug hatte zuletzt nur noch Arbeitskräfte im Rentenalter, die die geforderte Leistung kaum mehr erbringen konnten: Koksöfen ausmauern, Schäden an Industrieanlagen, vor allem Zeche Neuköln und anderen wichtigen Einrichtungen wie dem Philippusstift, reparieren. So wurden ihm die Ukrainer zugeteilt. Das Besondere war, dass sich die Ukrainer freiwillig zum Arbeitseinsatz in Deutschland gemeldet hatten: "Gemeldet hatten wir uns freiwillig. Wir bewunderten Deutschland und hofften, dass durch das Deutsche Reich die Ukraine die Unabhängigkeit von Polen und dem Sowjetreich Stalins erhalten würde."⁹ Wir fuhren über Berlin nach Essen und kamen direkt zu deinem Vater." Sie hatten einen Arbeitsvertrag.¹⁰ Sie waren kranken- und sozial-

versichert, bekamen Lohn, Arbeitskleidung und Lebensmittelkarten. Nicht klar ist, ob sie dieselben Lebensmittelkarten bekamen wie Deutsche. Jedenfalls war die Ernährung nicht ausreichend. In einem Heft von Paul Schug sind 15 Ukrainer aufgelistet mit Name, Vorname, Wohnort, Straße (=Neustraße 142), Geburtsdatum (zwischen 1920 und 1925), Geburtsort (vier in Humanetz), Eintritt (alle am 19.7.1943) und Austritt (die meisten im Mai 1945), alle außer zwei waren ledig. Nicht eingetragen war etwas zu Arbeitsbuchnummer und Steuernummer. Paul Schug konnte höchstens die Hälfte der Ukrainer einsetzen. Außerdem sorgte er sich um die Ernährung seiner Ukrainer. Er wandte sich an Pastor Johannes Brokamp von St. Dionysius. Dieser wusste Rat. Die Schwestern vom Philippusstift konnten die in der Landwirtschaft erfahrenen Ukrainer gut gebrauchen in ihrer landwirtschaftlichen Selbstversorgung am Düppenberg. Es wurden zwei Gruppen gebildet, eine Baugruppe für den Baubetrieb und eine Werkgruppe, die am Düppenberg eingesetzt wurde und auch im Kartoffelhandel am Güterbahnhof Borbeck. Paul Schug jun. wurde in Humanetz von Eustachio Tschysko berichtet: "Das Leben hat er uns gerettet, dein Vater. Wir hatten Lebensmittelkarten, aber das reichte bei der schweren Arbeit nicht aus. Nach einigen Wochen wurden wir immer schwächer. Wir sind zu deinem Vater gegangen und der hat uns zusammen mit Pfarrer Brokamp in Baugruppe und Werkgruppe eingeteilt. Von da an wurden wir wenigstens satt."

⁸ Die Geschichte mit der Geige hatte Paul Schug jun. mir (Andreas Koerner) erzählt. Sie steht nicht in seinem Bericht in den Borbecker Nachrichten.

⁹ Am 16.7.1990 wurde die Ukraine selbständiger Staat. Empfehlenswert: Andreas Kappeler: Kleine Geschichte der Ukraine. 5. Aufl. München: Beck 2019. 420 S.

¹⁰ Dass es 1943 Arbeitsverträge für Ukrainer, die in Deutschland arbeiten wollten, gab, ist mir sonst nicht bekannt. Nach Ulrich Herbert: "Fremdarbeiter" gab es ab 1941 vorwiegend zwangsweise nach Deutschland gebrachte Zivilarbeiter. Außerdem Kriegsgefangene als Zwangsarbeiter in Deutschland.

Andreas Koerner

Der Fußballplatz an der Grasstraße

In den Borbecker Beiträgen 2/1997 auf den Seiten 82 bis 82 beschäftigte ich mich mit dem Verein "Vorwärts Borbeck 1912 e. V." Dort schrieb ich: "Der Fußballplatz des Vereins befand sich an der Grasstraße." In seinem langen Aufsatz über den Brauk und das Panzerbaugelände¹ ging Franz Josef Gründges auch kurz auf diesen Platz ein. Er zitierte aus einem Brief von Ernst Schmidt: "Ich bin als Junge immer über das Gelände gegangen. Meine Eltern wohnten mit mir in der Feldstraße (heute Kuhlmannsfeld). Jeden Sonnabend brachte ich meiner Großmutter die gewaschene Wäsche zu ihrer Wohnung in der Bottroper Straße (auf dem Brauk)." Und dann weiter: "Etwa auf der halben Wegstrecke überquerte ich die Grasstraße. Dahinter lag rechter Hand ein Schlackenberg von der Zeche Neu-Cöln aus der Neustraße. Linker Hand war ein Fußballplatz. Hier spielte der Club "BV Vorwärts". Sonntags ging ich fast immer zum Fußballplatz. Hatte ich kein Eintrittsgeld, dann stieg ich auf den Schlackenberg und konnte von dort den Spielverlauf verfolgen." In der Festschrift 75 Jahre SV - Borbeck (1969) steht dazu: "Im Jahre 1912 schlossen sich verschiedene Fußballinteressenten mit dem Bestreben zusammen, in Borbeck einen Verein zu gründen, der die Ertüchtigung der Jugend zum Ziel hatte. Gründer dieses Vereins waren u. a.: Johannes Kuhlmann, Willi Kuhlmann, Fritz Kuhlmann, Willi Hülsmann, Josef Steinbothe, Josef Sandkühler, Philipp Hülsebusch. Im Lokal des Wirtes Ph. Hülsebusch, der bis zu seinem Tode ein eifriger Förderer des Vereins war, fand die Gründungsversammlung statt. Der Verein erhielt den Namen Sportklub Borbeck. Da der Essener Bergwerksverein König Wilhelm dem Verein kostenlos einen Platz zur Verfügung stellte, konnte der Spielbetrieb bald aufgenommen werden." Ich ergänzte 1992 noch: "Das Vereinslokal befand sich am Weidkamp hinter der Eisenbahnlinie bei Momm, früher Philipp Hülsebusch. Heute ist dort die eine Verkaufsstelle von Haase-Store. Mitunter waren die Schranken der damals noch auf gleicher Ebene befindlichen Eisenbahnlinie unten. Dann mussten die verschwitzten und durstigen Spieler nach dem Spiel erst einmal warten." Nach dem Adressbuch von 1932/33 hieß der Wirt am Weidkamp 183 Willi Momm. In derselben Festschrift ist ein Foto von 1920 mit einigen Erläuterungen wiedergegeben:



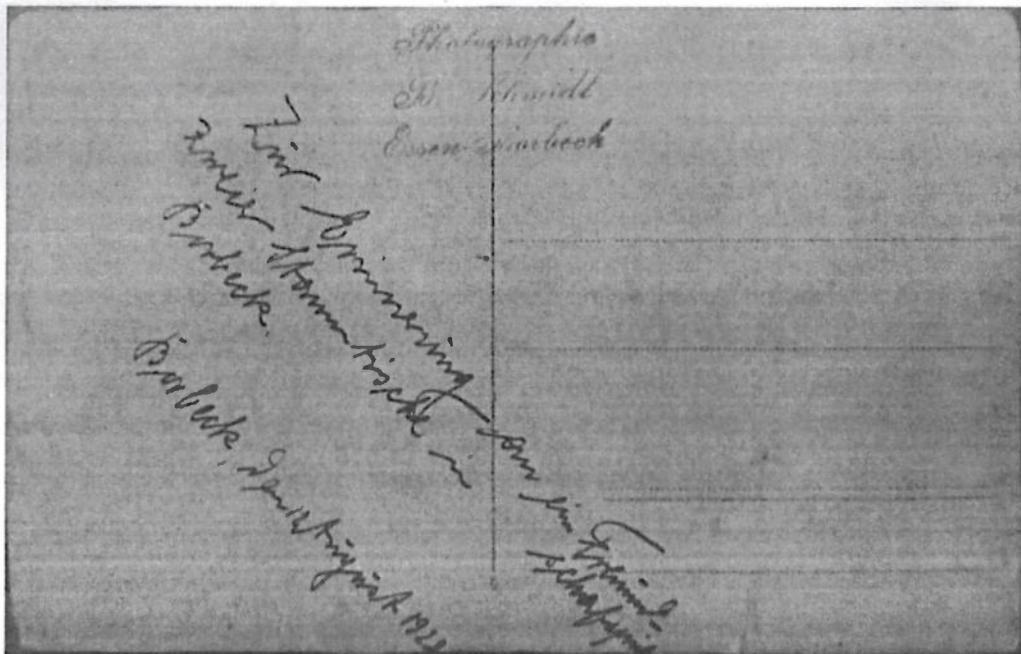
Mit einem 2:1-Erfolg über Tgd. Borbeck wurde der Ballspielverein Borbeck 1920/21 Bannermeister. Er trat damit die Nachfolge von Spiel und Sport 05 an. Unser Bild zeigt von links nach rechts: 1. Kassierer H. Karpenstein (†), Spielobmann J. Sandbothe (†), W. Lummer, K. Telega (†), W. Heesen, W. Holzgrewe (†), Jupp Bielan, der uns diese Aufnahme mit Seltenheitswert zur Verfügung stellte, F. Brozeit (†), L. Nowak (†), August Bunkus (†), E. Strauch, Hans Bielan (†), W. Puttmann (†), Geschäftsführer A. Holzgrewe (†), 1. Vorsitzender H. Liebing.

¹ Borbeck im Spannungsfeld von Stadtentwicklung, Rüstungswirtschaft, Umweltpolitik und Bürgerengagement. Die Siedlung Brauk und das Panzerbaugelände, in: Essener Beiträge 125/126 (2013) S. 57-210

Meinen damaligen Artikel versah ich neben anderen Fotos auch mit einem in ovaler Form, auf das ich aber nicht näher eingegangen war. Dasselbe in rechteckiger Form befindet sich im Besitz von Paul Schug jun. Der kleinste Spieler auf dem Foto (der vierte von rechts) sei sein Vater. Der längste Spieler auf dem Platz soll ein Paus sein. Die Pausleute seien alle lang, hieß es. Der Paushof lag in der Nähe der Pausmühle nördlich des Weidkamp. Paul Schug wohnte in der Neustraße:

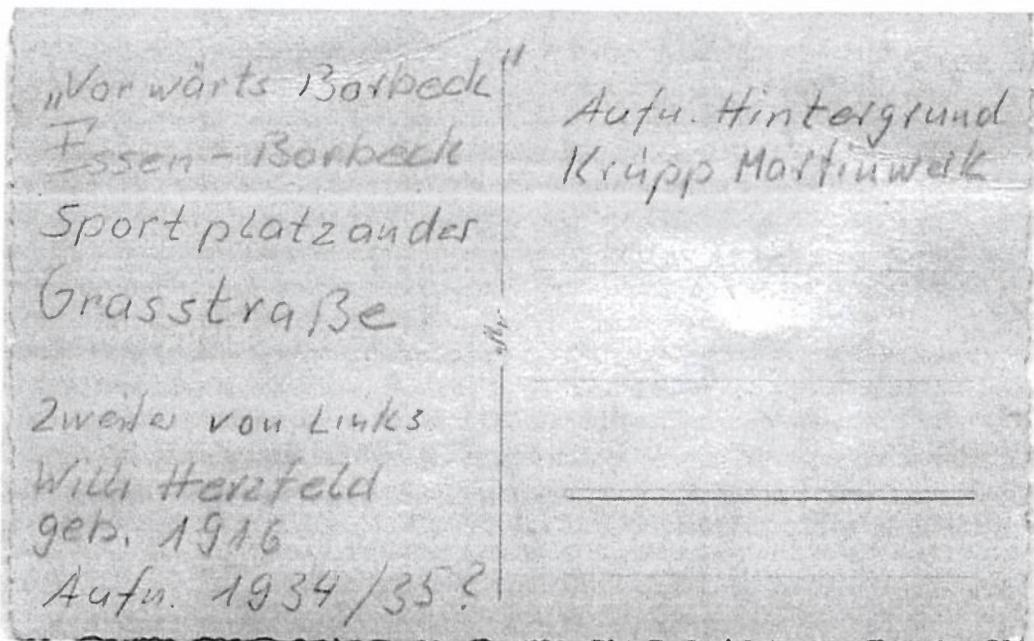


Wichtig ist die Rückseite des Fotos. Nach dem Stempel wurde es von dem Borbecker Fotografen Bernhard Schmidt gemacht, der etwa an der Einmündung des Weidkamp in die Marktstraße sein Fotogeschäft und Fotoatelier hatte. Und dann steht dort das Datum und der Anlass:



Beide Fotos haben einen unverwechselbaren Hintergrund: Die Konturen des Kruppschen Martinwerks. Sie bestätigen die Lage des Fußballplatzes an der Grasstraße. Von einer anderen Stelle wäre

diese Ansicht nicht möglich gewesen. Und dann gibt es noch ein drittes Foto. Auf diesem sieht man nicht das Fußballtor und von dem Martinwerk nur drei Schornsteine. Aber sonst passt es recht gut. Ich hatte es von Kurt Wohlger erhalten, der auch die Rückseite beschriftet hatte.



Paul Schug erinnert sich an eine Postkarte, die Fritz Rohr 1938 aus Paraguay an seinen Vater geschrieben hatte mit Grüßen an die Fußballfreunde in Borbeck. (Vielleicht ist er auf der Karte von 1922 mit abgelichtet.) Fritz Rohr war Borbecker Jude. Er konnte fliehen. Bei Schugs kam sofort Angst auf, die Gestapo könnte wegen der Karte erscheinen.



Muster-Beispiel einer Stadtsanierung/Industrie-Umsiedlung: Altenberg Metallwerke AG (ab 1851 in Essen und Oberhausen), seit 1981 am neuen Standort in Essen-Vogelheim, mit einer der größten europäischen Gitterrostfabriken, mit Spezialitäten-Zink-Walzwerk und Verzinkerei. — A typical example of urban renewal and industrial resettlement: Altenberg Metallwerke AG (in Essen and Oberhausen from 1851), since 1981 at a new location in Essen-Vogelheim. The company is one of Europe's largest manufacturers of gratings, with specialty zinc rolling mill and galvanizing plant.

1

Andreas Koerner

Der letzte Zinkhüttenleiter Karl Heinz Brader erinnert sich

1980 im evangelischen Gemeindezentrum an der Friedrich-Lange-Straße und 1982 in der Alten Synagoge wurde die Ausstellung "Als die Zinkhütte noch lebte" gezeigt. Kurt Wohlgenuth hatte Privatfotos aus der Umgebung der Zinkhütte reproduziert und daraus eine sehenswerte Ausstellung über das Leben der Menschen gestaltet. Dazu erschien auch ein von der Alten Synagoge veröffentlichtes Begleitheft. Schon bei dem Besuch dieser Ausstellung war mir aufgefallen, dass über den Betrieb der Hütte nicht viel zu erfahren war. Insgesamt war wenig über die Borbecker Zinkhütte veröffentlicht worden. Ich kam auf die Idee, diese Forschungslücke zu schließen. Mit der Erforschung der Borbecker Maschinenfabrik (1991) und der Borbecker Phönixhütte (1995) hatte ich gute Erfahrungen damit gemacht. Ich fing also an, Informationen zu sammeln. Dazu gehörten auch Gespräche mit Leuten, die dort beschäftigt waren. Ein Gespräch führte ich am 5. November 2009 mit dem letzten Zinkhüttenleiter Dipl. Ing. Karl Heinz Brader. Es sammelten sich bei mir Unterlagen in mehreren Ordnern. Dann erlahmte bei mir der Schwung, weil mir nicht klar war, was ich daraus machen sollte. Das Projekt war wohl eine Nummer zu groß. Auf der Suche nach Texten für das aktuelle Heft der Borbecker Beiträge stieß ich wieder auf das Gespräch mit Herrn Brader. Ich stellte fest, dass es insgesamt sehr interessant ist. Deshalb erscheint es hier in voller Länge.

¹ Foto aus: Essen - Mülheim - Oberhausen. Ein Wirtschaftsraum an der Ruhr. Bestandsaufnahme aus Anlass des 150-jährigen Bestehens der Industrie- und Handelskammer Essen, Mülheim a. d. R., Oberhausen zu Essen. Redaktion: Werner Thoma, Rolf H. Nienaber, Bernd Burckhard Krieger. Oldenburg: Verlag Kommunikation und Wirtschaft 1990, S. 35

Ich bin aus dem Westerbergland und habe in Clausthal-Zellerfeld an der Bergakademie Metallhüttenwesen studiert. Das ist also die Fachrichtung, die sich mit allen Nichteisenmetallen beschäftigt. Und ich hatte in der Zinkhütte Nordenham an der Unterweser die Diplomarbeit geschrieben und war also ganz gut vertraut, hatte also eine Zinkhütte kennen gelernt. Und dann bin ich zu meinem Fachprofessor hingegangen und habe gefragt, ob er freie Stellen wüsste. „Warum gehen Sie nicht nach Nordenham, da haben Sie doch die Diplomarbeit geschrieben? Die suchen doch auch!“ – „Ja, ich weiß, aber der Oberingenieur, der ist Bundesbruder von mir, der kommt mit seinem Hüttdirektor nicht klar. Wenn ich da hin gehe, dann setze ich mich zwischen zwei Stühle. Und da will ich nicht hin.“ – „Das würde ich auch nicht. Aber gehen Sie doch nach Bergeborbeck! Da ist ein Hüttdirektor, der heißt Eiberle (das ist mein Vorgänger), der sucht auch einen jungen Ingenieur.“ Auf diese Weise habe ich am 15. September 1956, an einem Samstag, deswegen kann ich mir das Datum so gut merken, auf der Zinkhütte angefangen, das heißt nicht direkt auf der Zinkhütte, sondern in einer Abteilung, der Rösthütte und Schwefelsäurefabrik. Da tauchte ich denn am Samstagmorgen auf. Der Betrieb arbeitet an 365 Tagen, da war das eigentlich ganz normal, aber da sagte der dortige Betriebsleiter, ein Herr Dürr, der sehr alt geworden ist: „Wir haben noch gar nicht mit Ihnen gerechnet.“ – „Ja, ja, aber heute ist mein erster Arbeitstag.“ Ich hatte den Eindruck, sie fanden es doch ganz gut, dass ich auch an einem Samstag gekommen bin. Dieser Samstag passte mir eigentlich gar nicht. An dem Tag heiratete ein Freund eine Freundin meiner Frau in Holzminden, da stammen wir beide her. Meine Frau ist zur Hochzeit hingegangen, ich hatte hier meinen ersten Arbeitstag.

(Betrachtung eines Fotos:)

... Wenn Sie hier durchgehen würden ... Ich habe immer in diesem Bereich gewohnt ... da sind die Häuser der Germaniastraße, da wohnen noch viele Arbeiter auf der Hüttenstraße und der Zinkstraße ... und die Häuser haben wir dann verkauft, weil wir hier rausgingen 1981 ... das Haus, in dem wir wohnen, ist also hier, hier ist die Weizenstraße alles was nördlich davon war, das ist das ehemalige Zinkhüttengelände, das war damals die Aktiengesellschaft des Altenbergs für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb, so war der volle Name,

und Sie sehen, was habe ich daruntergeschrieben: „Blick vom Garten Weizenstraße 17, das ist hier, über die Kleingärten der Zinkhütte zur Germaniastraße ... hier eine Mauer, eine Backsteinmauer, auf dieser Seite der Mauer lagen die Grundstücke der Häuser der Angestellten, wobei hier in erster Linie die Ingenieure wohnten. Wir mussten immer in der Nähe des Betriebes sein, auch der höchste Mann der Ingenieure, das heißt also das Vorstandsmitglied, hier immer in der Weizenstraße. Dieses Haus hier ist extra für ihn gebaut worden 1954.

...

(Betrachtung des Fotos von 1937

Sie sehen, diese beiden Häuser stehen noch. Dieses Haus musste irgendwie dazwischengesetzt werden. Und Sie sehen, dieses Tor ist auch noch existent. Die beiden Pfosten sind auch noch existent. Und hier kam dann die Einfahrt hin. Und ich habe Bilder von dem Rohbau noch. Und zwar wurde hier ein neues Haus gebaut. Es war ursprünglich ein Generaldirektor da und dann ein Werksdirektor. Ein Werksdirektor für Bergeborbeck, ein Werksdirektor für das Werk in Oberhausen und ein Werksdirektor für die Grube. Die Grube in Bensberg, das Walzwerk in Oberhausen und hier der Rohhüttenbetrieb. Und dann wurde, als der Generaldirektor Meusel starb, das war nach meiner Ansicht 52 („1953“), 1953 ja, aber ab 1952 hat er nicht mehr gearbeitet und dann hat er sich, ich weiß nicht, zwanzig Zähne ziehen lassen, da ist dann wohl, letzten Endes, das hat ihn wohl überfordert, er war nicht mehr der Jüngste, dann ist er gestorben. Und dann gab es drei Vorstände, einen für die Grube, einen für Hütte und Walzwerk und einen Kaufmann, der in erster Linie für Verkauf und Finanzen zuständig ist. Das war die Situation. Und hier ist also die Bergmühlenschule. Hier oben ist eine Fahne mit Hakenkreuz. (AK: „Das war 1937. Da gab es eine Veranstaltung. Hier kann man noch ein paar Köpfe. Ich habe da nur einen Ausschnitt gemacht.“) Das habe ich noch nie gesehen. Und auf der anderen Seite, da stand noch so ein kleines Häuschen. Und dieses Haus, ich habe mal hier gewohnt. Dann bin ich umgezogen in die Bergmühle 116, weil wir dann Kinder kriegten. Hier wohnten damals vier Familien. Unten wohnten meine Frau und ich. Wir hatten noch oben eine Mansarde, und oben wohnte ein Prokurist, der Herr Berkenbrink, und da wohnte damals schon Herr Rittershaus, auch Hütteningenieur wie ich. Und der hatte drei Töchter. Der be-

wohnte das ganze Haus. Und dann zog dann später ein Prokurist von uns rein ... und hier wohnte vor meiner Zeit ein Hüttendirektor ein Mann, der später nach Peenemünde ging und da verunglückt ist, der Name ist mir aber entfallen (AK: „Georg Rickher“) – Rickhey. Und seine Witwe hat wohl auch noch erst hier gewohnt. Und dann zogen hier später aber andere ein. (AK: „Ein Herr Karnasch.“) Karnasch, das war der Onkel von Herrn Eiberle, für den dieses Haus hier hingesetzt wurde. Denn in die Villa wollte keiner rein. Die Villa ist ja ein Begriff. Da vorne an der Ecke zur Weizenstraße. Das wurde dann Verwaltungsgebäude. Da ging damals rein der Verkauf und der Sekretär des Vorstandes, der hatte da sein Büro, Herr Schwarz, Heinrich Schwarz, uralter Mitarbeiter, der war Sekretär des Vorstandes, der machte alle protokollarischen Sachen, verwaltete Dinge des Vorstandes, die naturgemäß immer unter Verschluss gehalten werden sollen, und machte nachher auch die Gehälter der höheren Angestellten. Und dann wohnte hier noch drin ein Herr Lorbach, der war Leiter der Zinkhütte, der Dürr von der Rösthütte – das nächste halbe Jahr war ich bei Herrn Dürr von der Rösthütte, dann ging ein Betriebsassistent, der Betriebsassistent von Herrn Lorbach weg, und dann ging ich rüber zur Zinkhütte, in der Zwischenzeit wurde ich mal wieder ausgeliehen an die Rösthütte, Herr Dürr war über längere Zeit krank, und da war ein größerer Umbau, da musste ich den Umbau machen, die Modernisierung der Schwefelsäureanlage. Wir hatten zwei Systeme. Das eine System war sehr ungünstig im Punkte der Abgase. Sie wurde stillgelegt und die Kontakanlage wurde umgebaut zu einer Doppelkatalyse ausgebaut, weil da auch weniger Schadstoffe rausgingen. Und als das beendet war, ging ich in die Hauptverwaltung und wurde Direktionsassistent. Das heißt, ich wurde nach drei Jahren Direktionsassistent. Dann habe ich den nächsten Schritt gemacht. Ich wurde Oberingenieur und damit war ich den anderen Ingenieuren, obwohl sie viel älter waren als ich, vorgesetzt und wurde dann zunächst Betriebsdirektor mit Prokura, was ungewöhnlich war. Eigentlich hatten die Ingenieure, außer dem Vorstand, keine Prokura, hatten mit Unterschriften nichts zu tun, die sollten sich um die Technik kümmern, das war wichtiger. Ich bin dann, als Eiberle ausschied, das war 1972, in den Vorstand gewählt worden. ... Das war Kalthoff, Kalthoff war Diplom-Ingenieur. Dr. Maul-

hardt ist Kaufmann, Diplom-Kaufmann. Bock war der kaufmännische Direktor. Ich wurde Hüttendirektor plus Walzwerk. Da war zwar auch noch ein Betriebsdirektor, das war Dr. Imbusch, aber der gehörte zu unserem Bereich. Und ich habe dann, das war dann etwas Interessantes für mich, die ganze Aussiedlung gemacht. Auch die aus Oberhausen. (AK: „Ja das war dieser Zeitpunkt, als Sie Direktor wurden, war ja schon der eigentliche Zinkhüttenbetrieb stillgelegt, auch die Schwefelsäurefabrik, glaube ich.“) Ja, noch nicht ganz. Nein, nein, nein, das lief alles noch. Wir produzierten noch Schwefelsäure für die Muttergesellschaft, beziehungsweise mussten für sie Erz abrösten. Deshalb lief für sie die Rösthütte noch länger. Und die Zinkhütte ist dann in Schritten stillgelegt worden. Und dann fingen wir schon an, das war die erste Aufgabe, Diversifikation zu betreiben, das heißt nur, etwas Anderes machen. Und dann haben wir eine kleine Gitterrostfabrik übernommen, die lag in Kettwig. Da waren acht Leute beschäftigt. Haben sie hier in Bergeborbeck angesiedelt, dafür eine kleine Halle gebaut. So ganz klein war sie nicht. Sie wollte ja wachsen. Das ist uns später auch gelungen, auch hier schon, aber ganz besonders, als wir umgezogen sind. 1980 begannen wir zu bauen und 1981 sind wir umgezogen. Nämlich in die Hafenstraße. Da gibt es auch ein sehr schönes Foto, das wir jetzt erst wiedergefunden haben. Das wir vermisst hatten. Eben hier, dieser ganze Komplex. (Foto in dem Buch 150 Jahre Buch Handelskammer Essen-Mülheim, siehe oben!) Das haben wir extra gekriegt. Das heißt 200 000 qm. Das war schön groß. Haben davon nur 40% genutzt. Das Andere war zunächst Brachgelände, aber wir haben nämlich auf Zuwachs gehofft, denn wir hatten in Essen und Oberhausen zusammen eine größere Quadratmeterfläche nämlich über 300 000. Wir haben hier eine Verzinkerei gebaut gemeinsam mit der Verzinkerei Voigt & Schweitzer. Das war der „Papst“ der Verzinker hier in Europa. Die sitzen an sich in Gelsenkirchen, aber hatte mehrere Verzinkereien. Das war dann die Gitterrostfabrik hier. Das waren die Werkstätten. Das war der Bereich Walzwerk, der aus Oberhausen übergekommen war. Das ist in erster Linie, deshalb die große Fläche, natürlich Lager gewesen. Das [zeigt auf ein kleines Gebäude auf der Luftaufnahme] ist ein Bereich gewesen, der gehört mit zur Gitterrostfabrik, das war der Gitterrostversand. Ein Nebengebäude der Gitterrostfabrik. Da

wurden Teile gefertigt, die sie für die Befestigung brauchten. Und das war Knäussl & Co, eine Sache, die aus Oberhausen stammt, die machten Zinkätzplatten. Das ist das Verwaltungsgebäude. In dieses Verwaltungsgebäude bin ich als Erster eingezogen, weil ich die Bauaufsicht auch gemacht habe. Aber dem vorausgegangen war natürlich – das vergisst man leicht – neun Jahre Verhandlung mit Oberhausen, beziehungsweise zunächst drei Jahre Verhandlung mit Oberhausen, die wollten uns ja raushaben. Dann kam die Stadt Essen, die wollte uns hier auch raushaben. Dann haben wir noch sechs Jahre weiterverhandelt. Das sind dann neun Jahre, bis wir dann endlich so weit waren, dass wir hier bauen konnten. Wir haben 80 angefangen, 81 konnten wir schon einziehen. (AK: „Ich habe noch im Kopf einen Artikel von 1976, von den Borbecker Nachrichten, dass Sie hier in Borbeck noch bleiben wollten.“) Sie müssen sich natürlich eins überlegen, das alles müssen Sie unter taktischen Überlegungen sehen. Wir wollten gar nicht hier bleiben. Wir haben gegenüber der Stadt Essen und der Stadt Oberhausen gesagt: „Wir wollen hier bleiben.“ Denn, wie heißt es so schön: Wer die Musik bestellt, der muss sie bezahlen. Wir wollten die Musik nicht bestellen, wir wollten ja hier bleiben. Das war eine taktische Überlegung. Ich habe weitgehend die Verhandlungen geführt, mein Kollege Dr. Maulhardt war damals ein bisschen skeptisch, was ich auch verstehen konnte, ob das wirklich klappen konnte. Man muss ja unter den Hut bringen Oberhausen, Essen, das Land, denn das Land war mit im Gespräch und uns. Mit zwei verschiedenen Orten. Da kam auch ins Gespräch, wir würden gern nach Bottrop gehen, weil da schon Wirtschaftsförderung lief. Die Essener hielten sich mit Wirtschaftsförderung sehr bedeckt, das war ja auch ein großes Objekt. Ich hatte sehr schnell mir überlegt: Da wird eine sogenannte Deckungslücke, eine Finanzierungslücke entstehen. Die Lücke zwischen den Neubaukosten und dem eben, was wir hier als Entschädigung bekommen. Wir kriegen ja etwas Altes entschädigt. Das heißt: nur eine Zeitwertentschädigung. Die Differenz zwischen Zeitwert alt und Neubau ist die sogenannte Deckungslücke. Und diesen Begriff habe ich sehr schnell mit der ganz klaren Formulierung: Wer die Musik bestellt, muss sie bezahlen. Nun war das schwierig, denn Oberhausen war arm wie eine Kirchenmaus, sind sie ja heute auch noch. Essen, das ging noch

einigermaßen. Nun stand das große Problem: Wie lösen wir das? Und da haben wir gottseidank durch unseren Wirtschaftsprüfer einen Hinweis bekommen. Da gibt es Juristen, Rechtsanwälte in Düsseldorf, die befassen sich mit solchen Aussiedlungen. Die habe ich dann angesprochen. Da stellte es sich heraus: Da ist eine Frau, Rechtsanwältin Schwarz, die sich da insbesondere mit befasste, weil sie sehr große Vorteile hatte. Ein großer Vorteil war, sie hatte großes technisches Verständnis, naturwissenschaftliches Verständnis. Das heißt, bei den ganzen Aussiedlungen kam natürlich immer das Problem des Umweltschutzes: Abgase, Geräuschemission usw. Und, sie hatte den anderen großen Vorteil, dass sie SPD-Mitglied war. Unter uns Vorständen haben wir immer scherzhafterweise gesagt: Einer von uns ist in der SPD und einer in der CDU, einer gehört zur KPD. Und sie hatte einen Ehemann, der Landtagsabgeordneter war, und sie kannte Gott und die Welt. Sie war bekannt in der Stadt Oberhausen. Oberhausen war SPD. Sie war bekannt in der Stadt Essen. Essen war SPD. Und so konnte man eigentlich ganz gut mit dieser Dame sich unterhalten. Und sie war nicht nur technisch interessiert, naturwissenschaftlich interessiert, sie hatte auch großes wirtschaftliches Verständnis. Und sie schloss sich sehr schnell meiner Meinung an: Die Deckungslücke ist nicht unser Bier, sondern das der anderen Seite. Man fand eine ganz gute Lösung, nämlich diese Deckungslücke sollte zu, oder wie gesagt, die Kosten, die durch diese Aussiedlung entstehen, sollten zu 10% von der Stadt Oberhausen, und zwar nur für ihren Anteil, zu 50% für ihren Anteil von der Stadt Essen und die anderen 50 beziehungsweise 90% vom Land bezahlt werden. Und als das denn nun alles unterschrieben war, da soll das Land gesagt haben: So einen Vertrag machen wir nur einmal, aber nie wieder! ... Als nun alles fertig war und das finanziell so ausging, dass wir 1,2 Millionen weniger gebraucht haben, als vorkalkuliert war, und die Stadt Essen, ein Herr Brackmann, mir sagte; „So etwas haben wir noch nie erlebt!“ – „Wir sind ja auch nicht die öffentliche Hand! Wir sind ein Wirtschaftsunternehmen. Wir kalkulieren vor. Ich habe Ihnen von vornherein gesagt, nämlich von der Nachkalkulation, und zwar der laufenden Nachkalkulation. Auf die erste Kalkulation waren alle Unternehmer eingeschworen. Und das Ingenieurbüro, das leitende Ingenieurbüro, ebenfalls, wehe, die wollten das überschreiten,

dann musste ich das schriftlich genehmigen. Und ich habe nichts genehmigt. Das wussten sie ganz genau. Und es war ein gewisser Vorteil dabei: Die Altlasten, die eventuell noch auftreten könnten da bei dem Gelände an der Hafestraße, die waren vertraglich abgesichert, dass das die Stadt Essen übernehmen würde. Das war logisch, denn das Gelände war in ihrem Besitz. Das musste sie übernehmen. Und das passierte denn auch ganz schnell schon, als das Grundstück saniert war und ich es inspiziert hatte, einmal sagte ich: „Das nehme ich nicht ab, da ist viel zu viel Holz drin. Da muss der Unternehmer noch mal drüber gehen. Da muss das Holz herausgezogen werden.“ Denn wenn Sie Holz im Untergrund haben, dann ist das ganz schlecht, wenn Sie bauen wollen. Und, als wir den Parkplatz aushoben, ausgehoben hatten, da stellten wir fest, dass die Walze, die darüber ging, anfang zu schwanken. Dann hieß es: „Aufhören!“ Dann haben wir es ausgegraben. Da war ein kleiner Teich, das heißt, so klein war der nicht, da war Teer drin. Dann musste das ausgeräumt werden. Die Kosten für das Holz und den Mist in der Erde musste der Unternehmer übernehmen, der hatte die Aufgabe, und das Ausräumen des Teers hatte die Stadt Essen übernommen. Dann wurde das weitgehend ausgeräumt. Es wurde so weit ausgeräumt, dass vom Teer nichts mehr zu sehen und zu riechen war. Dann wurde das neu zugeschüttet und dann kam der Asphalt darauf. Das war ein Produkt der Kokerei. Die hatten also da abgelagert. Oder waren teilweise zu einem Teil dort. Solche Industrien ändern wechseln schon mal den Standort. Das war nicht mehr festzustellen. Das war uraltes Zechengelände. Das ist ja heute noch nicht bebaut. Weil hier ja irgendwo die Schachtanlage, der Schacht, war. Vielleicht weil da immer noch im Boden Teer oder was weiß ich, Abfallprodukte drin sind. Da wollte man also nicht dran. Man müsste dann wahrscheinlich den Schacht voll verfüllen. Ich nehme an, da ist nur ein Deckel drauf. Informationen darüber von der Stadt Essen habe ich nie gekriegt. (AK: „Ja, das ist auch ein Kostenfaktor, der vom Bergamt übernommen werden muss.“) Weiß ich nicht. Die Altlasten, glaube ich nicht. Die Stadt Essen hat es gekauft, so wie es ist. Nein, das geht zu Lasten der Stadt, weil sie hier Industrie und Gewerbe haben wollten. Die Ansiedlung von Industrie ging nur bis hier hin. Wir durften Industrie ansiedeln, deshalb auch eine Verzinkerei, aber mit ganz hohen Aufla-

gen. Und die haben wir bestens eingehalten auch mit Schallschutzanlagen und so weiter. Und ich habe hier auch möglichst hochwertig gebaut. Das heißt wir haben die Dachisolierung hochwertig gemacht, einmal aus Schallschutzgründen und zweitens aus Wärmeschutzgründen. Das sind ja hier Blechfassaden, aber die sind alle doppelwandig und haben Schallschutz darin. Wir haben auch das Gelände selbst besonders befestigt, wir sind ja auch von Schwerlast-LKWs hier gefahren. Ich wusste aus Erfahrung, dass im Allgemeinen solche Industriegelände den Nachteil haben, dass sie nicht für Schwerlastwagen ausgelegt sind. Wir haben da bewusst einen Unterbau gemacht, und auch Oberbau, wie auf der Autobahn, dass also Schwerlastwagen dort fahren können. In den Hallen ist genau das Gleiche. Man fährt ja mit Hubstapler. Der größte Teil der Last liegt ja vorne auf der Vorderachse und die drehen auf der Stelle. Sie müssen also Boden haben, die hochbelastbar sind, abriebfest und so etwas. Das alles haben wir hier bei den Hallen gottseidank eingebaut, beziehungsweise bei den Flächen eingebaut, so dass alle hinterher eigentlich zufrieden waren. Nicht nur wir, sondern die Stadt Essen, der Herr Braukmann, der damals Mitarbeiter des Bauamts unter dem Baudezernenten Herrn von Ofen war. Herr Braukmann hatte für die Stadt Essen mit uns die gesamte Bautechnik überwacht, zeitlich und finanziell. Er sagte: „Das habe ich eigentlich noch nie erlebt: Sie sind zufrieden. Wir sind zufrieden. Alle sind sie zufrieden.“ Die Leute, die hier hingebaut haben, nachdem es zwischenzeitlich ja Schwierigkeiten gab, wobei die Schwierigkeiten nicht durch uns verursacht worden sind, denn, hier war ja ein Lehmfeld. Und das Lehmfeld war eine Deponie von uns. Da gibt so eine dicke Akte. Diese Akte habe ich persönlich der Stadt Essen, sie haben ja ein Labor, die das alles überwachen soll, übergeben. Und dann sind sie dusseligerweise da drangegangen. Haben von dem Lehmfeld, das war ja so ein herrlicher Lehm, haben es verteilt und schon kamen diese Schwermetallfinger zutage. Wobei, Sie müssen sich das im Klaren sein, überall in den Böden sind Schwermetalle, aber wer isst denn das! Außerdem sind das alles Dinge, die sind verschlackt, das sind Silikate, selbst wenn Sie sie essen, würde nichts passieren. Heute fressen sie Tabletten, da ist Zink drin. Weil sie ja so gesund sind. Sie lachen sich tot! Das war damals alles maßlos übertrieben. (AK: „Das ist

ein Kapitel für sich mit der Umweltgeschichte.“) Da ist ja der Boden ausgehoben worden. Wir haben uns dann mit der Stadt Essen, man hätte es auf den Rechtsweg ankommen lassen können, wir haben uns dann gütlich mit der Stadt Essen geeinigt. Ich weiß nicht, wir haben damals ... Wir hatten ja einen zinsloosen Kredit und den hatten wir nicht ausgenutzt. Dann hatten wir, glaube ich, 1 ½ Millionen zur Verfügung gestellt. Die Vorteile, die wir durch die Aussiedlung gehabt haben, waren natürlich enorm. Wir hatten sehr gut gebaut. Wir hatten lange Zeit ... Wenn Sie heute hingehen, die Flächen sehen aus wie ursprünglich, diese asphaltierten Flächen. Die haben sich sehr gut gehalten. Und die Hallen. Da sind ja untergebracht vom Theater und der Philharmonie die gesamten Requisiten. Die sind angemietet worden. Und zwar haben sie, glaube ich, einen zwanzigjährigen Vertrag gemacht. Wir haben ja alles verkauft. Ich nicht mehr, gottseidank. Ich bin bis 1992 Vorstandsmitglied gewesen, bin dann ausgeschieden, weil zum 1.1.1993 die Aktiengesellschaft in eine GmbH umgewandelt wurde. Der bergmännische Kollege war schon vorher in Pension gegangen, schon zwei drei Jahre vorher. Herr Dr. Maulhardt war ein Jahr vor mir ausgeschieden. Ich war also das letzte Vorstandsmitglied. Mir war angeboten worden, zu bleiben und die GmbH als alleiniger Geschäftsführer weiterzuführen. Darunter waren dann Geschäftsführer, einer für die gesamte Zinkseite, wobei das in der Zwischenzeit mehr Zinkblechverkauf war, dann einer sollte die Gitterrostsache machen. Bei mir im Vertrag steht drin, wenn das Mandat als Vorstandsmitglied nicht verlängert wird, ist damit Vertragsende. Und der wurde nicht verlängert. Und dann hieß es zunächst: „Na ja, Geschäftsführer ist genau das Gleiche wie Vorstandsmitglied.“ – „Nein, nach Gesetz nicht!“ – Und dann wurde sehr schnell gesagt: „Ja, das sehen wir ein.“ Ich war dann 62, das heißt 61 ½. Ich war nicht mehr ganz gesund. Ich habe nie gewusst warum. Später wusst' ichs. Dann bin ich also ausgeschieden, haben dann ein halbes Jahr bis Mitte 93 Beratung gemacht, dass ich also mit 62 Pensionär wurde. (AK: „Ja, also jetzt mal wieder zurück, wenn Sie 1956 angefangen haben, war der der Betrieb noch...“) ... in voller Blüte. So wie die Schornsteine auch hier noch rauchen. Sehen Sie ja auf diesem Bild. (AK: „Die Technik war ja nicht sehr fortschrittlich.“) Nein. Sie war natürlich alt. Alle Ofenhallen waren in Betrieb. Wir hatten zwar

ein oder zwei Öfen aus, die in Reparatur dann waren. Nach einer bestimmten Zeit mussten sie durchrepariert werden. Und die Rösthütte lief voll. Nein, nein, wir waren also voll beschäftigt. Mit den typischen Nachteilen einer Rohhütte. Die Zinkpreise steigen und fallen wie die Schweinepreise. Wenn die Preise hochfahren, produziert alles viel, dann fallen die Preise runter, und umgekehrt das Gleiche. Während der Koreakrise war Zink dann plötzlich gefragt. Da verdienten wir viel Geld. Aber danach fiel der Preis so. Wir haben also auch schlechte Zeiten gehabt. Nun hatten wir auch gottseidank nicht nur die Zinkhütte, sondern wir machten auch Zinkstaub. Der ging eigentlich immer gut. Und unser Walzwerk in Oberhausen machte ja Zinkbleche und Rinnen und Rohre. Das Geschäft ging eigentlich immer ganz gut, so dass man keine Existenzsorgen hatte, aber natürlich mit allen Problemen, die damit verbunden waren, das heißt, man hatte auch schlechte Jahre. Deswegen überlegte man: Was machen wir sonst noch? Etwas Neues. Wir haben denn ja auch Mess- und Regeltechnik gemacht, Mess- und Regelschränke gebaut, eine Tochtergesellschaft gegründet, die Installationswand GmbH. Es war so Vorfertigung von Installationen. (AK: „Aber die gingen wohl nicht so gut.“) Die gingen eine Zeit lang gut, so lange Hochhäuser gebaut wurden. Das ging eine Zeit lang gut, dann wollte man von Hochhäusern nichts mehr wissen. Wir haben zum Beispiel die Hochhäuser am Bahnhof von Mülheim, Iduna-Hochhäuser, haben wir mit Installationswänden ausgestattet. Wir haben das Unicenter in Köln, also große Wohnblöcke, die neun Etagen hoch waren auch, haben wir mit Installationswänden ausgerüstet. Es gab also Zeiten, da ging das ganz gut. (AK: „Installationswände: was ist das?“) Was das ist? In der Wand, in der fertigen Wand war die gesamte Installation für Kaltwasser, Warmwasser und Abwasser. Das alles drin mit den dazugehörigen Anschlüssen. Das heißt, sie stellten die Wand da hin, wo normalerweise die Wand war, setzten sie da hinein. Dann konnten sie die Objekte davorsetzen. Davon übriggeblieben von den ganzen Firmen. Eine ganze Reihe von Firmen machten Installationswände. Wir machten das mit Polyurethanschaum von Bayer. Das war eine Entwicklung von ICI-Bayer, die Bayer mit Verlust betrieben hatte, von uns übernommen wurde von einem Installateur, der das in kleinem Rahmen gemacht hatte. Das ging eigent-

lich einigermaßen. Unser letztes großes Projekt war das Ihme-Projekt in Hannover. Und dann plötzlich hörte das auf. Hochhäuser waren out. Vor allen Dingen in großen Mengen. Es lohnte sich ja nur, wenn es mindestens hundert Stück waren. Vierzig, fünfzig waren auch schon ganz gut. Als wir merkten, der Markt gibt das nicht her, sagten wir uns: zumachen. War ja keine ganz große Sache. Da haben wir vielleicht 200 000 Euro verloren oder in dieser Größenordnung. Aber es war ein Versuch, etwas Neues zu machen. Und ich war- ich glaube der Eiberle war noch da - die Feuerwehr, wenn etwas schief lief. Dass etwas Neues gemacht werden musste. Es war immer der Techniker, der das machen musste. Das war teilweise hochinteressant. Aber manchmal auch frustrierend. (AK: „Eine Seite war die Herstellung, die andere war: Kann man das verkaufen?“) Das kam dazu. Wir standen in Konkurrenz zu dem kleinen Installateur. Und der örtliche Installateur hatte einen großen Vorteil: Er hatte die Beziehung. Das bedeutete zum Beispiel bei Hoch-Tief, das wusste ich ganz genau, ich nenne da keine Namen, ich nehme auch nicht an, dass wir das dann bringen. Bei Hoch-Tief wussten wir genau, der- und-der örtliche Installateur, ich weiß auch wie der heißt, ich weiß auch, wo der wohnte, der wurde immer als letzter eingeladen. Der kriegte auch den Auftrag. Das heißt, wir hatten auch eine Jagd. Das war bei unserem Gelände in Untereschbach. Wir hatten ja viel Wald, aber wir arbeiteten nicht mit solchen Dingen, weil wir das nicht gewohnt waren. Wir luden unsere Geschäftsleute ein, unsere Zinkverkäufer und unsere Zinkverbraucher. Die wurden ab und zu eingeladen. Unsere Mitkonkurrenten. Wir hatten nun einmal unsere Jagd. Aber es wurde nicht genutzt, um an dicke Aufträge ranzukommen. Wir hatten nur die Kundschaft zu pflegen, die man hatte. Wir hatten für die Installationswände extra eine Halle gebaut. Das haben wir ungefähr 6 Jahre betrieben. Da gibt's auch eine Sache in den Borbecker Nachrichten. Da wird gerade eine solche Installationswand vorbereitet. Da sieht man, wie so etwas aussieht. Und ich erkläre dem Oberbürgermeister der Stadt Essen, was das ist. (AK: „Um noch einmal auf die Zinkproduktion zurückzukommen. Sie sei damals in den fünfziger Jahren etwas rückständig gewesen.“) Ja natürlich. Das führte dazu, dass zwei der Zinkproduzenten damals sich zusammentaten, um eine Zinkelektrolyse zu bauen. Die ist dann auch gebaut worden. Nämlich in Datteln.

Das war einmal die Metallgesellschaft, die die Zinkhütte Berzelius in Duisburg betreibt. Die hat in der Zwischenzeit einen Schachtofen gebaut, in dem sie gleichzeitig Blei und Zink herstellen kann. Das lief aber nicht so berühmt, vor allem aber die Qualität. Es war kein hochreines Zink wie bei einer Elektrolyse 99,95 % Zink herstellen können. Ursprünglich wollten unsere Muttergesellschaft und die Metallgesellschaft das zusammen machen. Das kam aber nicht zustande. Und das war alles schon in der Zeit, in der wir anfangen, die Hütte langsam aber sicher zuzumachen. Und dann entschied sich die Metallgesellschaft, es ohne uns, die Vieille Montagne, zu machen. Und ist dann aber mit Grillo zusammengegangen. Grillo war einer, der Zinkbleche herstellte. Und dann baute man in Datteln diese Zinkelektrolyse und ein Blechwalzwerk. Da war Ruhrzink, die Hütte, und Rheinzink ist das Walzwerk. In der Zwischenzeit ist diese Zinkhütte, die Elektrolyse, auch zu. Aber Rheinzink existiert noch. Das war ein anderes Verfahren, Zink herzustellen, nämlich kein normales Zinkblech mehr. Das war unser Problem nachher in Oberhausen. Sondern eine Zinklegierung mit Kupfer und Titan, die den Vorteil hatte, dass sie dünner ausgewalzt werden konnte und auch dauerstandfester, das heißt sie hatte nicht die Schwierigkeiten, die normales Zinkblech hat. Es dehnt sich aus bei Wärme und zieht sich bei Kälte wieder zusammen. Das gibt dann Probleme, wenn Sie große Flächen haben, dann können Sie keine langen Bahnen nehmen. Das kann man aber mit dem Titanerz. Dann hat man weniger Verbindungsstellen, weniger Möglichkeiten der Undichtigkeit. Und diese neue Technik, also Zinkwalzen als Zinkkupfertitanblech, wurde auch von unserer Muttergesellschaft in Frankreich gemacht und wir legten unser Walzwerk auch langsam still und übernahmen auch die großen Coils. Es wurden dann nicht mehr einzelne Bleche gewalzt. Sie kamen dann auf Frankreich zu uns. Wir verarbeiteten sie, schnitten sie zu, verformten sie, machten Rohre daraus und verkauften sie mehr als vorher, weil die Qualität da war. Da standen wir in Konkurrenz zu Rheinzink. In diese Periode kam dann Oberhausen, wollte uns da raushaben. Da hatten wir schon einen Teil des Walzwerks stillgelegt. Wir walzten nur noch bestimmte Dinge, nämlich die Zinkätzplatten und bestimmte Dinge, die man noch in alten Formaten haben wollte. 80 begannen wir zu bauen. Wenn Sie neun Jahre zurückrechnen,

war das 71. 71 fingen schon die Gespräche an. Das heißt, vorher waren schon Vorgespräche, aber offiziell waren 71 die Gespräche. Zunächst drei Jahre mit Oberhausen. Dann kam plötzlich Essen dazu. Und dann sah ich die große Chance, diese beiden Sachen zusammenzuführen. Da mussten wir erst einmal unsere Muttergesellschaft davon überzeugen „Das machen die nie! Das kostet die doch viel zu viel Geld, wenn Sie das machen wollen, dass sie die Deckungslücke bezahlen sollen“, hieß es von dort. Wissen Sie, die öffentliche Hand hat einen großen Fehler gemacht. Das war unser Vorteil. Sie haben sich zu weit aus dem Fenster gelehnt. Die wollen uns unbedingt da raus haben. Was ja auch logisch ist. Wir liegen hier mitten im Wohngebiet, nur: Wir waren vorher da. Es ist um uns herum gebaut worden. Wenn man uns hier raushaben will, dann soll man das auch bezahlen. Außerdem wollten sie die Arbeitsplätze erhalten. Also muss man das bezahlen. Wir hatten Schwierigkeiten, unserer Muttergesellschaft klarzumachen, dass das auch schließlich klappen würde. Was wäre die Alternative gewesen? Zumachen! Aus, vorbei. Und als wir denen sagten: „Wir kriegen das hin. Ihr werdet nicht zusätzlich durch das belastet. Im Gegenteil, ihr kriegt ein neues Gelände mit neuen Hallen und so weiter.“ Es war damals nicht abzusehen, dass wir dann alles hier verkaufen würden. Nur in der Zwischenzeit war bei der Muttergesellschaft auch ein erheblicher Wandel eingetreten. Als wir mit denen verhandelten, hieß sie noch Vieille Montagne, als wir nachher bauten, war es noch Vieille Montagne. Und wurde es plötzlich Suez. Der Suez-Kanal ist von der Suez-Gesellschaft gebaut worden. Und sie existiert auch heute noch. /Cassetten-Seite A zu Ende/ Sie hatten nun etwas andere Vorstellungen. Die wussten wir natürlich zu Anfang nicht. Und die sah man dann immer mehr. Die Suez hat dann, sagen wir mal, die Filetstücke der Vieille Montagne alle verkauft. Das waren Grundstücke im Hunsrück, in Paris und in anderen Städten, die gesamte Elektrizitätsseiten, die hatten nämlich mehrere Staubecken mit mehreren Kraftwerken. Zu der Gesellschaft gehörte eine große Zinkerzgrube in Schweden. Wurde verkauft. Die Vieille Montagne hatte vorher noch eine Grube gekauft, eine Zinkerzgrube in den USA und eine dazugehörige Zinkhütte, weil sie in den amerikanischen Markt hineinwollte. Die wurde verkauft. Bei uns war abzusehen, es würde uns eines Tages

das gleiche Schicksal ereilen. Davon war, als wir das hier planten und bauten, überhaupt noch nicht die Rede, denn dieser Wechsel zu Suez war noch gar nicht erfolgt. Das ging aber nachher sehr schnell. Damals, die Übernahme der Vieille Montagne, das waren zwei Gesellschaften in Konkurrenz, einmal Italiener und die Suez. Es war noch eine Gruppe von belgischen Privatleuten. Die wurden aber überboten. Später ging die Suez da wieder raus. Dann wurde das Umicore. Und siehe da, die Suez war ganz raus und die belgischen Privatleute hatten sie übernommen. Da war schon der größte Teil verkauft. Das hatte die Suez gemacht. Das war auch einer der Gründe, dass ich froh war, dass ich ausscheiden konnte. Denn der Verkauf hier ist erst gemacht worden, ... (nicht hörbar) ... ging dann nach Frankreich und von da aus den gesamten Zinkblechmarkt dann machte, hier kam ein anderer Geschäftsführer her. Und dann wurde die Gitterrostfabrik verkauft einschließlich des Anteils an der Verzinkerei. Sie existiert immer noch. Und sie machen hervorragende Qualität. Sie hatten Neuerungen gemacht und wir waren zu 50% daran beteiligt. Ich war der erste Geschäftsführer zusammen mit Herrn Vogt. Herr Vogt war in der Zwischenzeit verstorben. Und das hat viel Freude gemacht, das aufzubauen. Technisch modern zu machen, so modern, dass die Gewerbeaufsicht attestiert hat: Das ist von der Luftreinhaltung vollkommen in Ordnung. Und das ist in der Verzinkerei schwierig. Zu uns sind Chinesen gekommen und haben sich das angeguckt. Das ist die Feuerverzinkerei Essen-Vogelheim, die heute noch läuft und sich bewährt hat. Die Technik ist schon alt, sehr alt. Das ist die beste Art an Rostschutz. Das, was Sie an Blech sehen, ist auch feuerverzinkt. Im Grunde ist es ein kontinuierliches Verfahren, das Sendzimirverfahren. Da rollen Sie das Stahlblech von einer Rolle ab, bereiten das vor, dass es sauber ist, lassen das durch ein Zinkbad durchlaufen und auf der anderen Seite wird es noch nachbehandelt. Die meisten Bleche, die Sie bei Stahlfassaden sehen, sind meistens verzinkte Bleche. Bei den verzinkten Blechen sind meistens nur 20 bis 30 my darauf. Ein my ist ein tausendstel Millimeter. Während bei der Feuerverzinkerei da haben Sie 50 bis 60 my garantiert darauf. Das ist wirklich gut feuerverzinkt. Das Gitter von meiner Treppe. Die Tür da ist feuerverzinkt. Das Gitter da oben auf dem Balkon, das ist feuerverzinkt. Das brauchen Sie nicht anzu-

streichen. Wenn Sie es anstreichen wollen, dürfen Sie es erst anstreichen, wenn die Oberfläche matt ist. Dann ist sie nämlich aufoxidiert. Dann bildet sich eine Zinkoxydschicht. Und das ist der Schutz gegen Rost. Und selbst wenn das ein bisschen beschädigt ist, dann gehen Sie mit Zinksolfarbe ran, die macht das wieder in Ordnung. Rostschutz für unsere Atmosphäre hier, für Seeatmosphäre nicht, das ist zu aggressiv, da hilft das auch nicht, das hilft zwar längere Zeit als wenn gar nichts wäre, aber Seeatmosphäre ist aggressiv, das heißt der Salzgehalt. Feuerverzinken hat Zukunft. (AK: „Zum Beispiel meine Frau hat bei ihrer Ente ein neues Fahrgestell bekommen, das wurde auch gleich feuerverzinkt.“) Ja, oder Sie haben auch viele Autobleche, die feuerverzinkt sind. Wobei in der Zwischenzeit haben Sie nicht mehr Autobleche. Wenn ich mein Auto angucke, die Schutzbleche sind aus Kunststoff. Aber die Karosserie ist natürlich feuerverzinkt. (AK: „Es gibt ja diese Villa noch, sie hat auch ein Zinkblechdach.“) Das ist ein Zinkblechdach, ja, ja. Hier ist kein Zinkblechdach draufgekommen. Das wäre bei diesen großen Flächen damals viel zu teuer geworden, aber hier zum Beispiel, das sind Zinkbleche. Die Hallen hier hinten sind auch Zinkblechdächer. Wir selbst haben unser Hallen alle mit Zinkblechdächern gedeckt, nur das waren zum Teil Wellblech beziehungsweise teilweise auch schon Stehfalzblech nicht mit Titan [??], unsere alte Zinkblechqualität. Und da konnten wir keine großen Bahnen machen, das waren immer nur kleine Stücke von zwei Meter, dann hatten Sie wieder eine Naht und das war alles etwas kompliziert und schwieriger. Und der Aufwand, das Aufbringen dieser Dächer war erheblich höher als heute mit „Titan“ [??]. (AK: „Da gibt es hier in der Wachtstraße 8 am Ellenbogen ein Haus mit Zinkblech.“) Ja, ja. (AK: „Wahrscheinlich wird es auch von hier kommen.“) Das wird noch aus Oberhausen sein. Es kann aber auch sein, dass es ... Wann ist das Haus gebaut worden? (AK: „1910 vielleicht.“) Dann sind das normale Zinkbleche. Das hält auch ewig. Ich meine heute sowieso. Die schwefligen Abgase, die wir hatten, die sind nicht mehr da. Insofern ist die Atmosphäre nicht nur staubfreier geworden, sondern auch korrosionsfreier. (AK: „Ich hatte am Anfang auch Herrn Witczak erwähnt, Karl, den habe ich nicht gekannt. Ich kenne aber Klaus und auch seine Frau Christel, die ja Lehrerin war. Auch die Tochter Mierke. Sie war

mit meiner Tochter in einer Klasse.“) Der Klaus war mit unserem Arndt befreundet auch. Unser ältester, nein unser zweiter. (AK: „Ja, und ich hatte auch schon mit ihnen telefoniert und werde sie da in Heidhausen besuchen. Sie sind gerne bereit, mir zu helfen. Es ist ja so, als Betriebsleiter haben Sie ja auch mit dem Betriebsrat zusammengearbeitet.“) Natürlich. (AK: „Ich habe auch gelesen die Veröffentlichung 1976 ‚Wir bleiben hier‘, das ist eine gemeinsame Erklärung mit dem Betriebsrat.“) So was musste man gemeinsam machen. Man wollte entsprechend auch gemeinsam auftreten. Sie müssen auch etwas im Interesse der Belegschaft machen. ... Es war ja unser Problem, als wir die Zinkhütte zumachten, langsam, da musste man auch unsere Leute unterbringen. Und ich bin eigentlich froh darüber, dass ich gute Leute gut untergebracht habe. Ich habe vermittelt zum Beispiel nach Datteln. Zwei Meister und unseren Magazinverwalter. Der eine Meister, der da sogar Obermeister geworden ist, ist dann leider verstorben da, nachdem er einen Unfall gehabt hat. ... Und das waren wirklich gute Leute. Ich habe einen Meister nach Braubach in die Bleihütte vermittelt. Das sind alles Bekannte von mir gewesen, nein zwei sogar, zwei Meister nach dahin vermittelt. Wo ich den Eindruck hatte, und 80 90 % der Leute waren gut, auch bei den Arbeitern. Wenn ich irgendwo hörte, da ist was frei, da haben wir uns darum gekümmert. Insofern sind wir eigentlich mit der Belegschaft ganz gut klar gekommen. Das wurde erst anders, als wir dann hier noch, das war hier noch, einen Betriebsratsvorsitzenden hatten, der hieß Baltes, der uns erhebliche Probleme gemacht hat. Gottseidank konnten wir ihn nachher rauschmeißen, weil sich herausstellte, er hatte sein Ingenieurzeugnis gefälscht. Er hat uns so viel Schwierigkeiten gemacht, dass uns das Arbeitsgericht das sogar empfohlen hatte, ich bin zwanzig Jahre Arbeitsrichter gewesen. Nur als wir mit dem so viel Zirkus hatten, ließ ich mein Mandat da ruhen auf Wunsch des Arbeitsgerichtes. [Man sagte:] „Mensch, sie müssen was machen, der macht Ihnen den Laden kaputt!“ Der behauptete einfach, das stand dann auch in der Zeitschrift, wir hätten uns selbst das Gehalt erhöht und alles so etwas. Das ist in einer Aktiengesellschaft gar nicht möglich. In einer Aktiengesellschaft wird nach Aktienrecht geprüft. Eins der wichtigsten Dinge ist, dass jede Gehaltserhöhung der leitenden Angestellten ... Die Vorstände mussten vom

Aufsichtsrat die Genehmigung haben. Na ja, und alles solche Dinge. Ich war das so leid mit dem Mann! Ich habe überlegt, was kannst du da machen? Und da hat man mir von berufener Stelle empfohlen, Sie müssen tricksen, Sie müssen ihn reinlegen. „Nein, das mache ich nicht! Auf keinen Fall!“ Das war so ein Ferkel, der hat versucht, mich reinzulegen. Das war auch einer der Gründe, dass ich ihm nicht mehr über den Weg traute. Er hatte nämlich in ein Brötchen gebissen und da war ein Nagel drin. Und da hat er sich eine Verletzung im Mund zugezogen. Und dann kam er zu mir und sagte: „Ich kann ruhig arbeiten, aber feiere jetzt zwar krank und das Geld spart Altenberg dann.“ – „Herr Baltes, glauben Sie im Ernst, dass ich bei solch einer Schweinerei mitmachen würde?“ – „Ach, ich hab' nur gedacht!“ Und er kam eines schönen Tages, erzählte bei seinen Arbeitskollegen, er wäre im Aufsichtsrat von Babcock gewesen. Und dann rief mich der Betriebsratsvorsitzende von Oberhausen an, wir hatten da einen eigenen Betriebsrat, eine eigene Betriebsratsabteilung: „Er hat behauptet, er sei im Aufsichtsrat gewesen. Das glauben wir nicht.“ Und ein anderer, ein oder zwei Betriebsratsmitglieder, die sagten: „Der kohlt! Der behauptet auch, er sei Patenkind von Adolf Hitler.“ Daraufhin habe ich angerufen in Düsseldorf den Regierungspräsidenten. „Das stimmt.“ Da waren sechs Kinder zu Hause. Und er war das sechste Kind. Aber alle anderen Sachen. Ich habe Babcock angerufen. Den Vorstandsvorsitzenden und so. „Können Sie mir eine Auskunft geben? Vertraulich.“ – „Herr Baltes? Ja, der war bei uns Vorarbeiter.“ – „War im Aufsichtsrat?“ – „Nein. Niemals!“ Da wusste ich: Er log. Er log, nicht uns gegenüber, Anderen im Betriebsrat gegenüber. Da habe ich mich eines schönen Tages hingesezt an einem Wochenende und habe mir seine Personalunterlagen mit nach Hause genommen. Und da sah ich sein Zeugnis. Da kam mir sein Zeugnis so komisch vor. Es war mit einer Schreibmaschine geschrieben, die hatte Fehler. Da war ein Stempel drunter vom Regierungspräsidenten. Aber trotzdem. Ich habe gedacht, der Regierungspräsident wird keine solche Urkunde ausstellen mit einer Schreibmaschine, die hakte ab und zu so komisch. Komisches Zeugnis. Es war eine Kopie. Ich habe den Mann leider nicht einstellen können damals, sondern das hatte ein Prokurist gemacht. Den habe ich dann geholt und gefragt: „Hör mal, du hast ihn doch eingestellt. Hast du das Original

gesehen?“ Vielleicht liegt das auch an der Kopie. Sagte er: „Weiß ich nicht mehr. Ich habe die Kopie, die haben wir abgeheftet.“ – „Ja“, sagte ich, „die sieht aber komisch aus!“ – „Ja, meinst?“ – „Ja, sie sieht ganz komisch aus. Ja, was mache ich nun mit dieser komischen Urkunde?“ Da habe ich mir gesagt: Rufste mal deine Anwältin an, die Frau Schwarz da in Oberhausen. Mit der bin ich gut ausgekommen. Die ist helle. „Ja“, sagte sie, „wissen Sie was? Ich habe hier“ – Nee, da war die nicht da. Sie war in Urlaub. Aber ihr Kollege, der Herr Wehner. Den habe ich nicht vergessen, weil es einen SPD-Mann Wehner gibt. „Ja“, sagte er, „schicken Sie mir eine Kopie zu. Und ich gehe damit zu einem Freund. Das ist der Dezernent, der ist für die Prüfungen der Ingenieure zuständig beim Regierungspräsidenten.“ Gleichzeitig fiel mir ein, dass ich einen Bundesbruder hatte beim Regierungspräsidenten, der war Dezernent für Umwelt da. Den habe ich angerufen. „Ja“, sagte er, „schick mir mal eine Kopie zu, dann spreche ich mit dem da“. Er rief mich ein paar Tage später an und sagte: „Ich habe noch gar nicht mit dem Dezernenten gesprochen, aber ich habe meinen Leuten mal die Kopie gegeben. Die sind von der Ingenieurschule. Die haben gesagt: Die sieht aber komisch aus. Ich prüfe das aber noch einmal.“ An einem Rosenmontag, ich war gar nicht da, hat mein Kollege Maulhardt einen Anruf gekriegt von der Frau Schwarz, nein, von dem Herrn Wehner: „Also sagen Sie dem Herrn Brade Bescheid. Die Urkunde ist gefälscht. Das sieht man schon daran, dass der Stempel gar nicht von dem Dezernat für Ingenieurwissenschaften ist, sondern von den Berufsschulen. Da steht nämlich eine Nummer. Daran können Sie genau erkennen, wer diesen Stempel daraufgesetzt hat.“ Und damit hatten wir ihn. Am Dienstag habe ich ihn kommen lassen und habe gesagt: „Um 14 Uhr ist Termin. Da kommt unser Anwalt. Wir müssen mit Ihnen etwas besprechen.“ Er schien irgendwas zu ahnen, obwohl noch gar nichts nach draußen gekommen sein konnte. Ich hatte es ja erst am Montag erfahren. „Worum geht es denn?“ – „Ja es geht um Sie persönlich. Wir müssen das mit dem Anwalt besprechen, dann werden Sie schon sehen.“ – „Ich werde hier immer so schlecht behandelt!“ Wir haben ihn gar nicht schlecht behandelt. Er war bei uns Gesamtbetriebsratsvorsitzender, er war Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat. Ich hätte den Deubel getan, ihn schlecht zu behan-

deln. „Ich habe noch so viel Urlaub. Ich gehe jetzt erstmal in Urlaub. Aber im Übrigen kündige ich jetzt schon.“ – „Sie kündigen? Warum das denn?“ – „Ja, ich bin das leid! Ich werde immer so schlecht behandelt!“ Und dann ging er raus. Dann habe ich ihn dirigiert in die Vorstandsetage. „Hier, wiederholen Sie, was Sie eben gesagt haben!“ – „Ja, ich kündige fristlos. Ich bin das leid hier. Ich will damit nichts mehr zu tun haben.“ Dann ging er die Treppe hinunter. Und da kam mir die Leiterin des Einkaufs entgegen. Ich immer hinter ihm her. „Da sagen Sie noch mal laut! Fräulein Siebert, hören Sie mal! Herr Baltes hat was Interessantes zu sagen.“ – „Ja, was denn?“ – „Ja, ich kündige hiermit fristlos. Ich habe fristlos gekündigt. Ich werde hier so schlecht behandelt. Ich bleibe hier nicht. Eine halbe Stunde später war er verschwunden. Da hatte er seinen Schreibtisch schon aufgeräumt und war raus. Sonst haben wir mit den Betriebsräten, mit Herrn Witzak und auch dem Nachfolger von dem Baltes haben wir immer gut zusammengearbeitet. Weil, wir waren nicht immer derselben Meinung, aber wir haben uns immer geeinigt.“ Gut, das kriegen wir hin!“ Ja, dann war er fristlos raus. Dann hat er geklagt gegen uns, weil die natürlich angerechnet haben, was er noch zu kriegen hatte, Restgehalt zu kriegen, er hatte auch noch Urlaub zu kriegen. Das haben wir alles angerechnet, weil er uns ja betrogen hat. Er war ja als Ingenieur bezahlt worden, er war aber nur Techniker. Dagegen klagte er dann. Das ging bis vor das Landgericht nach Hamm. Und da kam er mit dem Argument: „Und im Übrigen: Der Vorstand hat sich die Gehälter selbst erhöht.“ Das war ein Zirkus, kann ich Ihnen sagen. Das musste extra ein Aufsichtsrat kommen und musste nachweisen: „Hier sind die schriftlichen Dinge, die auch jedes Mal kontrolliert wurden von der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft.“ Dann mussten wir die Schreiben vorlegen, die vom Aufsichtsrat gekommen waren. Und ein Aufsichtsratsmitglied wurde geladen als Zeuge. Er kriegte natürlich Kopien von den Unterlagen. Er sagte, „Gucken Sie mal darauf, da steht überhaupt kein Eingangsstempel drauf! Herr Brader, warum ist da kein Eingangsstempel drauf?“ – „Das kann ich Ihnen ganz einfach erklären. Da kam ein Brief, der wurde von unserer Sekretärin auf gemacht. Und in dem Brief ist ein anderer Brief, der war nur an mich persönlich beziehungsweise persönlich an Herrn Maulhardt. Und den öffneten wir nur persönlich. Der war

für uns persönlich bestimmt. Und im Übrigen machten wir eine Kopie, der ging in die Unterlagen für die Bilanz für die Wirtschaftsprüfer. Das wurde aber unter Verschluss gehalten. Das heißt Eingangsstempel ist nur auf dem Anschreiben: Hiermit übersenden wir Ihnen ... und so weiter. Die Unterlagen müssten wir noch haben.“ – „Das ist gar nicht nötig. Das ist doch klar, dass Sie das unter Verschluss halten. Die Sekretärin soll doch nicht sehen, was Sie verdienen.“ Das ist eine alte Praxis. Bei großen Gesellschaften steht das Gehalt der Vorstandsmitglieder genau drin sogar einschließlich irgendwelcher Vergütungen, die sie als Boni kriegen oder als Prämie kriegen. Bei kleineren Gesellschaften, wir waren ja keine große Gesellschaft, stehen immer die Summen von allen Vorstandsmitgliedern. Bei dreien mussten Sie nur durch drei zu teilen, dann wussten Sie genau, was wir verdienen. (AK: „Ich habe übrigens noch ein Foto. Den Herrn kennen Sie glaube ich.“) Ja, ja, mit dem habe ich noch lange Zeit zusammengearbeitet. Da war er der letzte, der da war. Er war zunächst da, er war der Vorsitzende, und unter ihm waren die drei Neuen, aber ein Jahr später schied er aus. (AK: „Das Foto habe ich aus dem Buch von Hans Seeling „Wallonische Industriepioniere in Deutschland“.) Sie sehen ja, Wallonen waren die Leute, die die Zinkhütte gebaut haben. Sie haben, wenn Sie so wollen, das Verfahren entwickelt. Die haben ja auch die erste Zinkhütte gebaut hier, und die hieß ja nicht ursprünglich Altenberg. Wir waren auch keine Aktiengesellschaft, sondern sind erst seit 1936 Aktiengesellschaft geworden. Wir hießen vorher Vieille Montagne. Die Einheimischen sagen „Viele Montage“. Vieille Montagne = alter Berg. In Altenberg, das ist Grenzgebiet, Moresnet, Deutschland-Belgien. Da wurde Galmei gefunden. Galmei ist ein Zinkcarbonat, das sich relativ einfach reduzieren lässt. Daraus lässt sich relativ einfach Zink gewinnen. Deswegen sind darauf Zinkhütten entstanden. Auf der Basis dieses Materials aus Altenberg. Aus Altenberg wurde Vieille Montagne. Dann kam Vieille Montagne nach Deutschland. Aus Vieille Montagne wurde Altenberg, in dem Moment 1936, als hier eine deutsche Aktiengesellschaft geworden war. Die hatten aber nur einen Aktionär. Das war die Vieille Montagne. Das ist das Ungewöhnliche. Die Aktien wurden nicht an der Börse gehandelt. Die von der Vieille Montagne wurden an der Börse gehandelt. Und warum wurde 1936 die Altenberg

gegründet? Als Schutz des belgischen Eigentums gegen die mögliche Verstaatlichung. Eine belgische Gesellschaft hätten sie jederzeit verstaatlichen können. Das hätten sie auch gemacht während des Krieges. Sobald es eine deutsche Aktiengesellschaft war, war die rechtliche Situation eine andere. Das heißt, sie wurde zunächst gegründet gemeinsam mit Stolberger Zink. Da habe ich keine Unterlagen darüber gefunden. Das weiß ich nicht genau. Mein Kollege Maulhardt, der weiß das. Dann ging Stolberg aber raus. Und Altenberg alleine war dann die AG des Altenbergs für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb. Ursprünglich gingen die Stolberger mit unter diesen Mantel. (AK: „Ich habe davon gelesen, es gab ja diese Arbeiterlager in der NS-Zeit und da hieß es irgendwie, diese Firma Altenberg würde mit von Stolberg verwaltet.“)... Ja so wars, wir gingen mit unter Stolberg, bis man selbst die eigene Aktiengesellschaft gegründet hatte. Das müsste hier raus eigentlich noch hervorgehn. (KHB schaut in den Text von Schröter über die Zinkhütte.) Seit 1934, offenbar aus politischen Gründen... Seit 34 doch schon, ich dachte, erst später. Das heißt, die gehen hier auf die Sache mit Stolberger Zink gar nicht ein. Aber es ist so gewesen, wie Sie sagen, ganz eindeutig. Französisch-belgisches Kapital – es war eigentlich mehr belgisches Kapital. (AK: „Vielleicht war am Anfang auch französisches Kapital auch dabei.“) Das ist durchaus möglich. (AK: „Das Witzige ist, hier gibt es eine Flandernstraße.“) Ja, die Namen waren ja ursprünglich anders. Die sollten ja ursprünglich da stehen, nämlich Zinkstraße, Hüttenstraße und so weiter. Als man dann diese Probleme mit den Schwermetallen hatte, plötzlich verschwanden die Namen und dann hatte man Flandernstraße und so weiter in Erinnerung an die alte Mutter, an die belgische. (AK: „Nun ist ja das Flämische hier, das waren aber Wallonen.“) Das ist nicht ganz richtig. Es gibt auch eine Hütte, die größte Hütte, die stand in Flandern: Bale. Die wurde erst viel später gebaut. Das war eine große Zinkelektrolyse. Da hatten wir auch ein Interesse in Deutschland dafür. Aber Sie sehen das ja auch an der Aluminiumhütte, wie problematisch Elektrolysen sind. Bei der Aluminiumhütte ist es noch viel schlimmer, weil es eine Flüssigelektrolyse ist. Das ist hier eine Schmelzflusselektrolyse, die müssen das Erz erst schmelzen. Bei einer Zinkelektrolyse bringen Sie Zink in eine elektrolytische Lösung, das heißt, Sie lösen mit Schwefelsäure. Dann ha-

ben Sie eine Flüssigkeit. Und aus der Flüssigkeit scheidet das aus. Da ist der Stromkreis nicht so hoch. Aber letzten Endes ist die Zinkhütte in Datteln auch daran kaputtgegangen, dass die Stromkosten viel zu hoch waren. Dummerweise, die hatten daneben ein Kraftwerk, haben die sich nicht darauf eingelassen. Nun war das ein kleines Kraftwerk. Nun konnten die sich das nicht leisten. Hier ist es ja gelungen, die Aluminiumhütte zu retten, nachdem es das Management-buy-out ab, Alusuisse gab es ab, Für eine DM übernahmen die leitenden Angestellten das. Aber nur unter der Voraussetzung, dass die öffentliche Hand bereit war, ihnen etwas Gutes zu tun und RWE ihnen einen Sondervertrag gab. Die Jungs haben ja Glück gehabt. Wissen Sie warum? Es war gerade frisch unterschrieben, da ging der Aluminiumpreis hoch. Die haben wirklich gut verdient und haben eine sehr gute Weiterverarbeitung. Sie sind wirklich gut im Geschäft drin. Während in der Zeit, als die Alusuisse das betrieb, man bei dem Strompreis keine Chance hatte zu überleben. Wir hatten eigentlich auch die Idee, hier eine Zinkelektrolyse aufzubauen. Wir hatten auch Vorverhandlungen, die hatte der Eiberle gemacht. ... Aber es war einfach nicht zu machen. Deswegen ging man nach Datteln. Es hatte zwei Vorteile. Das Material, es wurde auch gemacht, wurde per Schiff angeliefert. Und direkt neben ein Kraftwerk. Und hatte dann günstigere Preise. Aber das hat zum Schluss auch nicht gereicht. Ob zu klein damals die gebaut worden ist? Mehr wäre für den Markt auch nicht drin gewesen. Man muss heute konkurrieren gegen Länder, die Strom billig herstellen. Polen nicht mehr. Das ist vorbei. Obwohl die noch produzieren. Russland, Staatsbetriebe, die haben ja keine Marktpreise in diesem Sinne. Beziehungsweise südamerikanische Staaten, die haben Wasserkraftwerke. Liefern den Strom für'n Appel und Ei. Die haben sich da Aluminiumhütten hingesetzt in einer Größenordnung, wie wir uns das gar nicht vorstellen können. Und die haben das Material auch noch. Und in Australien ist genau das Gleiche. Wir haben ja nichts mehr. Das heißt wir müssen alles Vormaterial auch für die Zinkproduktion einführen. Wir hatten noch versucht, eine neue Grube abzuteufen. Das scheiterte dann an den Einsprüchen ... Man muss immer viel viel Geld hineinstecken und hinter der Hacke ist es duster. Man weiß nicht, was man da findet. Man hat zwar Probebohrungen gemacht. Aber das ist ja wie ein

Versuchstochern in einem Heuhaufen. Man weiß nicht: Wie groß ist die Lagerstätte. Das heißt, man steckt erst einmal viel Geld rein und weiß nie, ob man das je wieder verdient. Und dann war eigentlich dieser Einspruch dieser Anwohner da ausschlaggebend. Es hätte über Jahre Prozess und Prozesskosten bedeutet. Das kam uns ganz recht. Da haben wir uns gedacht. Nun gut. Machen wir die Grube zu. Fertig. Aus. (AK: „Ja. Ich habe eine Akte, die hat den Stempel von Vieille Montagne in Belgien. So ein Verkauf eines Grundstücks des Landwirts Bals hier auf diesem Gelände an die Zinkhütte. Unterschrieben hat ein August Schmieder damals und der Herr Bals hat drei Kreuze gemacht. Irgendwie ist das schon typisch. Irgendwie habe ich die Kopie dieser Akte. Irgendwie ist sie hierhergekommen. Sie muss aus dem Aktenbestand von Lüttich stammen.“) Ja, ja, wir haben diese ganzen Unterlagen. Sie hat die Muttergesellschaft, die die ganzen Verträge gemacht hat. Wir haben nichts. Brauchen wir auch nicht. (AK: „Ich müsste einmal nachfragen, in welchem Aktenbestand das war, um das angeben zu können.“) Das war in Lüttich. Wir hatten da die große Zentrale, das Zentralarchiv. Das ist nach meiner Meinung auch heute noch, denn es ist zwar nicht mehr Vieille Montagne, es ist jetzt Umicore, aber die Hauptverwaltung ist – da sehen Sie auch den Blödsinn, der zwischenzeitlich gemacht worden ist: Als dann die Suez dran kam, ging man aus der Hauptverwaltung in Lüttich weg. Die hatte man gerade so schön ausgebaut. Auch technische Dinge. Und das liegt fantastisch. Sie wollten in die Nähe der Société Générale, in die Nähe des Königsschlusses, ging da in Prachtbauten rein. Dann nach ein paar Jahren zog man um, setzte sich so klein, dass man, mit unserer Muttergesellschaft, dass man noch nicht einmal die Akten im Zimmer unterbringen konnte. Die wurden dann draußen auf die Gänge verteilt. Wohnte dann außerhalb. Und die Leute tagtäglich von Lüttich mit dem Bus dahingekarrt. Zunächst ins Zentrum von Lüttich. Und dann später an den Rand von Lüttich. Ein Wahnsinn erster Güte. Und dann, als man merkte, die Suez hat alles versilbert, zog sich so langsam zurück, beschloss man, wieder nach Lüttich zurückzugehen. Ist wieder an den alten Stammsitz gegangen. Wobei sie heute nicht mehr Zink produziert. ... Sie ist der große Produzent von seltenen Metallen. Hatten schon früher Germanium gemacht und machen heute noch Indium, Iridium und alles Mögli-

che. Alles, was in Hightec gebraucht wird. Und verarbeiten noch weiter Zinkbleche natürlich, verkaufen das auch europaweit. Der größte Zinkblechmarkt ist natürlich Frankreich. Denn über den Dächern von Paris bedeutet über den Zinkblechen. Die haben also schon traditionsgemäß seit 150 Jahren Zinkblechdächer. Mein Bezahler meiner Pension ist Umicore heute. Und auch von Dr. Maulhardt, der Nachfolger von ... , der ist schon tot, der ist schon drei vier Jahre tot.



Hafenstraße 280 Einfahrt (Foto: Oktober 2019)

An Margrit Sunds Volksliedersingen erinnern

Frau Margrit Sund hatte viele Jahre ihr Volksliedersingen in der Alten Cuesterey veranstaltet zuverlässig mit viel Liebe. Thorsten Wolf hatte in Borbecker Beiträge 2/2007, S. 37-38 anschaulich und einfühlsam über sie berichtet. Die Gesundheit ließ nach. Sie musste ihre schöne Arbeit für die Leute, die gerne zusammen alte Lieder singen, beenden. Am 31.12.2018 war sie gestorben. Es mögen zwei Fotos von Winfried Winkler an ihr Volksliedersingen in der Alten Cuesterey erinnern. Wir freuen uns sehr, dass Klaus Waldburg mit seiner Zither das Volksliedersingen weiterführt.





Gunter Demnig verlegt am 4. März 2010 zwei Stolpersteine vor dem Haus Bungerstraße 32 in Werden. Hinter ihm von links nach rechts: Uwe Splitt, Angelika Schließmann vom Werdener Bürger- und Heimatverein und Dr. Hans Gerd Engelhardt.

Andreas Koerner

Dr. Hans Gerd Engelhardt gestorben

Der Zeitung war zu entnehmen, dass Dr. Hans Gerd Engelhardt mit 85 Jahren gestorben ist. Er wohnte in Kettwig und hatte als Vorsitzender des Vereins Kettwiger Museums- und Geschichtsfreunde viel für Kettwig geleistet. Er war lange im Sprechergremium der Arbeitsgemeinschaft Essener Geschichtsinitiativen. Von unserem Verein war Heinrich Lumer im Sprechergremium. Diese Arbeitsgemeinschaft trifft sich regelmäßig im Frühjahr und im Herbst. Bei diesen Gelegenheiten habe ich ihn meistens getroffen. Man erfährt dann, was die Kollegen in den anderen Stadtteilen machen. Eines Tages stellte er dort sein neues Buch vor: Kettwig in alten Ansichten. Erfurt: Sutton 2002. 128 S. (Reihe Archivbilder). Heinrich Lumer dachte, das wäre auch etwas für Borbeck und forderte vom Verlag dazu Unterlagen an. Diese befanden sich schon ein paar Jahre im Archiv des Vereins, als ich Jahre 2005 die Unvorsichtigkeit beging, dem Verlag mitzuteilen, ich könnte mir so ein Buch über Borbeck vorstellen. Die Verlagslektorin nahm das ernst

und klemmte sich dahinter. Es stellte sich heraus, dass die Zusammenstellung dieses Buches mit über 200 alten Fotos sehr viel Arbeit war. Andererseits habe ich dabei auch viel gelernt. Das Buch kam im Frühjahr 2006 heraus. Es verkaufte sich so gut, dass 2010 noch eine kleine zweite Auflage hergestellt wurde. Ohne das Vorbild Kettwig wäre es nicht zu diesem Buch gekommen. Ende 2003 kam der ehemalige Oberbürgermeister von Essen Peter Reuschenbach in eine Vorstandssitzung des Historischen Vereins für Stadt und Stift Essen. Er fragte uns, ob wir nicht dafür wären, für Essener Opfer des Nationalsozialismus auch Stolpersteine verlegen zu lassen. Wir hatten schon von den Stolpersteinen gehört und meinten, dass diese Aktion auch für Essen ganz gut wäre. Wir waren bereit, dafür ein Spendenkonto einzurichten. Schon 2004 wurden dann die ersten Stolpersteine in Essen-Mitte verlegt. Ich hatte mich damals nicht um diese Aktion gekümmert. Das machten der damalige Vorsitzende Hermann Hartwich, Dr. Thomas Dupke,

Dr. Klaus Wisotzky, Dr. Ernst Schmidt und Peter Reuschenbach. Dr. Ernst Schmidt stellte Informationen über die in Frage kommenden Personen zusammen. Wer sonst hätte das auch machen können!



Dr. Hans Gerd Engelhardt zeigt am 4. März 2010 der Bewohnerin des Hauses Bungertstraße 32 einen Stolperstein, der gleich danach verlegt werden soll.

Man vereinbarte mit dem Stolpersteinmann Gunter Demnig den Termin und lieferte die Einzelheiten über die Personen, derer durch die Stolpersteine gedacht werden sollte. Gunter Demnig erhielt die Liste mit den Adressen und machte sich ans Verlegen. Niemand sonst war dabei. Auf einer dieser Verlegelisten standen Albert und Marianne Bergerhausen in der Gustavstraße. Gunter Demnig verlegte die zwei Stolpersteine in der Gustavstraße in Kettwig. Leider war das falsch. Die beiden Stolpersteine hätten in die Gustav-Hicking-Straße in Essen-Mitte hinter dem Rathaus gehört. Die Gustavstraße in Essen-Mitte war am 9.7.1977 umbenannt worden. Diese Stolpersteine am falschen Ort ließen Dr. Hans Gerd Engelhardt keine Ruhe. Sie mussten dort weg. Eines Tages hatte er des Pflasterhandwerks kundige Männer engagiert, die diese beiden Stolpersteine wieder herausnahmen. Das war nicht unbemerkt geblieben. Die Polizei stellte sich ein. Von der Polizei begleitet wurden die Stolpersteine dem Leiter des Stadtarchivs Dr. Klaus Wisotzky an seinem Arbeitsplatz über-

geben. Dort verschwanden sie. Weil es organisatorisch zu kompliziert war, dass sich alle genannten Leute um das eine Projekt Stolpersteine kümmerten, suchte man jemanden, der stattdessen allein die Sache in die Hand nimmt. Wieder war ich so unvorsichtig, mich zu melden, und war dann ab 2006 für die Verlegung der Stolpersteine in Essen zuständig. Ich habe gedacht, man könnte für Albert und Marianne Bergerhausen neue Stolpersteine verlegen. Ich habe dann den Essener Stadtsporthund als Sponsor gefunden, weil Albert Bergerhausen Vorsitzender des jüdischen Sportvereins Hakoah gewesen war. Der genaue Standort, wo die Bergerhausens gewohnt hatten, war nicht einfach zu bestimmen, weil sich die Bebauung dort grundlegend geändert hatte. Ich entschied mich für eine gut sichtbare Stelle: die Ecke Gustav-Hicking-Straße mit der Klosterstraße. Und ich war bei der Verlegung dabei. Dort kann man die Stolpersteine Albert und Marianne Bergerhausen seit 2009 entdecken. Dr. Hans Gerd Engelhardt hatte dann aber für Stolpersteine in Kettwig gesorgt, die dort geographisch richtig waren. Schon 1999 hatte er eine eigene passende Schrift im Verlag des Kettwiger Vereins in einfacher Herstellungsweise herausgebracht: Chronik der jüdischen Gemeinde Kettwig / Kettwig vor der Brücke Synagogengemeinde Laupendahl im Bergischen Land. 128 S. Daher war er auch der kompetente Mann für die nötigen Informationen für Stolpersteine in Kettwig. Sie wurden 2010 verlegt. An demselben Tag wurden auch vier neue Stolpersteine in Werden verlegt. Dort hat es einen vergleichbaren kompetenten Mann nicht gegeben, so dass die Werdener gerne meine Unterstützung in Anspruch genommen hatten. In der Festschrift 25 Jahre Arbeitsgemeinschaft Essener Geschichtsinitiativen 1991 bis 2018 gibt es auf Seite 35 die Liste "Veröffentlichungen der KMGE seit 1990 mit Material aus Kettwig". Dort findet man 22 Schriften über Kettwig von Dr. Hans Gerd Engelhardt verzeichnet. Aber auch davor hatte er etwas über Kettwig geschrieben und veröffentlicht, zum Beispiel: Baudenkmäler in Kettwig I. Teil Altstadt. 76 S. von 1984. In seiner Todesanzeige schrieb der Kettwiger Verein unter anderem, dass er einen stets freundlichen und zuvorkommenden Menschen verloren habe. Dem kann ich nur zustimmen. So habe ich ihn erlebt.



Dr. Horst Pomp spricht zur Einweihung der renovierten Mühle am 2. Juni 2013
(Foto Winfried Winkler)

Andreas Koerner

Dr. Horst Pomp, ein Kämpfer für die Umwelt

Immer wieder fällt mir ein, dass ich etwas über Vossgätters Mühle schreiben sollte. Sie befindet sich in Borbeck und ist eine wichtige Adresse im Zusammenhang mit Naturschutz. Ich fange an mit Dr. Horst Pomp, der sich für den Erhalt der Mühle eingesetzt hatte. Bekannt ist er vielen Borbeckern auch dadurch, dass er Chefarzt der Gynäkologie im Bethesda-Krankenhaus an der Boeholder Straße war. Dort sind in seiner Zeit viele Kinder geboren worden. Ich zähle erst einmal eine Reihe von Daten auf.

Abschließend folgt die Kopie eines handschriftlichen Briefes von Dr. Horst Pomp von 1989, der immer noch gültig ist. Er hatte sich nie in den Mittelpunkt gestellt. Er nahm die Ehrungen immer entgegen als Sprecher für seine Mitstreiter und für die Sache.

Am 3. Mai 1935 in Hamburg geboren, aufgewachsen in Cuxhaven
 1971, Januar: Beginn im Bethesda-Krankenhaus am Fliegenbusch (Neubau)
 1971: Eintritt in die Dellwiger Interessengemeinschaft gegen Luftverschmutzung
 1972: Mitgründer und langjähriger Vorsitzender der Essener Aktion gegen Umweltzerstörung
 1984, 17. Dezember: Gründungsmitglied des Kultur-Historischen Vereins Borbeck
 1989, 16. August: Bundesverdienstkreuz



Als Arzt im Krankenhaus sorgte er sich um die Verringerung der anfallenden Abfälle und legte einen Naturgarten an (Foto aus der Festschrift vom Runden Umwelttisch Essen)

1993, 31. Januar: Beendigung der Tätigkeit als Krankenhausarzt
 1993: Umweltpreis des "Bundesdeutschen Arbeitskreises für umweltbewusstes Management" an das Krankenhaus Bethesda
 Am 23. April 1994 trafen sich erstmalig viele umweltinteressierte Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt, aus stadtteilbezogenen Bürgerinitiativen bis hin zu überregional und international arbeitenden Verbänden, am Runden Tisch des Borbecker Bethesda-Krankenhauses zu einem informellen Erfahrungsaustausch. Der Runde Tisch der Essener Umweltschutzvereinigungen war geboren! Er wurde bald zum Runden UmweltTisch Essen – RUTE umbenannt.
 2003, März: Bundesverdienstkreuz am Bande
 2003, 13. November: Überreichung des Rheinlandtalers
 2010: Mitgründer der Solargenossenschaft Essen (www.solargenossenschaft-essen.de)
 2010: Am 07.12.2010 haben NABU Ruhr, NAJU Essen/Mülheim und NAJU NRW Träger mit fünf weiteren NABU und NAJU Mitgliedern den Trägerverein "NABU Natur- und Jugendzentrum Voßgätters Mühle" gegründet. Zum Vorsitzenden wählte die Gründungsversammlung den bekannten Essener Umweltschützer Dr. Horst Pomp.



Einer der Redner zur Eröffnung der renovierten Mühle am 2. Juni 2013 ist Dr. Horst Pomp
(Foto Andreas Koerner)

2014: Am 20. März 2014 hat sich Horst Pomp aus dem Trägerverein zurückgezogen. Nach dem erfolgreichen Abschluss der Sanierungsarbeiten wollte er das Amt in jüngere Hände übergeben, erklärte Pomp (Programmheft Nabu Juli bis Dezember 2014)

2014: Verleihung der silbernen Ehrennadel des Nabu

Rainer Maaß, 2. Vorsitzender NAJU Essen/ Mülheim e.V. und im Trägerverein:

30 Jahre NAJU Essen/ Mülheim im NABU Ruhr

Die Naturschutzjugend Essen/ Mülheim e.V. feiert ihre Gründung als NAJU-Jugendgruppe im Naturschutzbund Ruhr vor 30 Jahren und die Wiedereröffnung ihres „Natur- und Jugendzentrum Voßgätters Mühle“ gemeinsam mit NAJU NRW e.V. und NABU Ruhr e.V. sowie dem Trägerverein „NABU Natur- und Jugendzentrum Voßgätters Mühle e.V.“ und veranstaltet an vier Tagen vom 30.05. - 02.06.2013 ein großes Fest mit einem bunten Programm.

Nachdem die Naturschutzjugend in 2010 das 25jährige Jubiläum ihres Naturschutzzentrums feierte, wurde ihr seitens der Stadt Essen als Vermieterin eine umfangreiche Sanierung der Voßgätters Mühle auferlegt oder aus finanziellen Gründen der Stadt ein Abriss des Gebäudes angekündigt. Da die Sanierungskosten auf 450.000 Euro geschätzt wurden, hat sich ein Trägerverein gegründet, der die Voßgätters Mühle von der Stadt Essen übernahm und als neuer Eigentümer den dazugehörigen Erbbauvertrag über das Grundstück mit der Stadt schloss. Der Aufwand wird nunmehr überwiegend mit Spenden und Sachleistungen von Privaten, Firmen und des Essener Konsens, mit Zuschüssen von Sparkasse, der Bezirksvertretung des Stadtteils und des Arbeitskreises Jugend der Stadt Essen sowie mit Fördermitteln der NRW-Stiftung finanziert. So konnte bereits im Oktober 2011 mit der Sanierungsmaßnahme begonnen werden und ist voraussichtlich im Mai nächsten Jahres abgeschlossen.

Nach dieser aufwendigen und umfangreichen Sanierungs- und Renovierungsmaßnahme lädt die Naturschutzjugend Essen/ Mülheim e.V. gemeinsam mit den im Trägerverein vertretenen Mitgliedsorganisationen ganz herzlich zum Mitfeiern der Wiedereröffnung des Natur- und Jugendzentrum Voßgätters Mühle und zum 30jährigem Jubiläum der NAJU-Ortsgruppe im NABU Ruhr ein. Das Veranstaltungsprogramm wird in der nächsten Ausgabe und unter www.naju-essen.de und www.vossgaetersmuehle veröffentlicht.

10/89

An den Kultur - Historischen Verein Borbeck
 lieber Herr Becker!

Für Ihre lieben Glückwünsche möchte
 ich mich recht herzlich bedanken.

Das Apfelbaumchen wird für mich Nahrung
 und Transport sein. So wie es durch den
 trockenen Sommer gekommen ist, werden
 noch manche düstrende Umweltjahre
 vor uns allen liegen.

Meine Hoffnung, daß wir dieses Überlebens
 problem gemeinsam weiter angehen werden.

Au bei meine Erwiderung um Reserven
 Verständnis

Mit herzlichen Grüßen
 Jhr Poupp

(Die Erwiderung auf die Verleihungsrede befindet sich auch in den Papieren über ihn im Archiv des Vereins.)

Teller für den Endsieg

Der Verein bekam als Schenkung zwei Teller, deren Rückenbeschriftung wegen des Hakenkreuzes interessant wirkt. Ich hatte Rolf Leimbach aus Stadtlengsfeld per E-Mail gefragt. Er antwortete: "Porzellan mit den von Ihnen beschriebenen Bodenmarken erhielt und erhalte ich aus vielen Teilen des ehemaligen dritten Reiches. Die Stadtlengsfelder Porzellanfabrik belieferte Heeresstandorte, insbesondere der Luftwaffe seit 1935." Der andere Teller zeigt Porzellan aus der Porzellanfabrik Selb, also nicht aus Stadtlengsfeld. Interessanter wäre vielleicht, anhand der Zeichen den Heeresstandort zu erkennen, wo das Geschirr gebraucht wurde.



gelesen ...

80 Jahre St. Paulus. Gemeinde St. Paulus Essen-Gerschede Tangabucht 12 in der Pfarrgemeinde St. Josef Essen Frintrop. Text und Gestaltung: Berthold Prochaska. Druck: Unikum Copyshop Essen 2019. 18 S. Aufl. 500.

Im Grußwort schreibt Sabine Lethen, Leiterin der Gemeinde St. Paulus, die keinen Pfarrer mehr hat, etwas über die Entwicklung der Gemeinde St. Paulus und endet dann im Heute mit den Worten: "Die heutige Gemeinde ist auf einem spannenden, aufregenden Weg in die Zukunft." Das kann man optimistisch verstehen. Der Hintergrund ist von Berthold Prochaska im letzten Heft der Borbecker Beiträge wie folgt dargestellt: "Im Pfarrentwicklungsplan heißt es: 'Die Finanzierung ist künftig für die Kirchengebäude St. Antonius Abbas und St. Paulus wirtschaftlich nicht machbar.' Die betroffenen Gemeinden schauen sorgenvoll auf die zu erwartende Entscheidung des Bischofs." Die 80 Jahre sind ein Anlass zurückzuschauen. Da schon im Heft zum 75. Geburtstag viele sachliche Informationen über St. Paulus ans Licht gebracht wurden, folgt hier ein Heft mit Anekdoten. Die meisten stammen aus der Zeit, als noch die Marienkapelle am Düppenberg stand, der Vorläuferin der Kirche St. Paulus. Scherze und Streiche von Pfadfindern spielen dabei öfter eine Rolle. Alles ganz nett zu lesen. Bei geographischen Angaben über Orte aus dem Osten, die seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs u. a. zu Polen gehören, bin ich nachtragend: Der Kreis Flatow war nicht in Ostpreußen, sondern in Westpreußen. Der auch genannte Ort Jastrow befand sich ebenfalls in Westpreußen, aber im Kreis Deutsch-Krone. Eine andere geographische Angabe betrifft die Lage des Hauses Flurstraße 77a. Das Gebäude befand sich auf halber Höhe zum Pausmühlentälchen. Man kann es sich heute kaum noch vorstellen. Da lohnt es sich, in ein älteres Heft der Borbecker Beiträge zu gucken: Berthold Prochaska: Flurstraße 77a, frühere Bebauung, in: Borbecker Beiträge 3/2011, S. 101-102. Der Autor erwähnt auf Seite 12, dass nach dem Krieg, 'wo heute die Straße "Steinpfad" verläuft', drei Behelfsheime standen. Über sie habe ich noch nichts gelesen: Für Lokalhistoriker geht der Stoff nicht aus.

Unser Altendorf. Stadtteilführer. Hrsg.: Stadt Essen, Amt für Stadterneuerung und Bodenmanagement, Redaktion: Ricarda Fischer. Druck: Woeste 2017. 100 S.

Dieses Buch enthält praktische Informationen für die Altendorfer: Kindertagesstätten, Schulen, Sport, Musik, Kirchen, Gesundheit usw. Es ist sehr viel zusammengetragen worden. Die Einrichtungen sind in einem Text vorgestellt, anschließend folgen dann die Adressen, Telefon und Ansprechpartner. Dabei ist mir aufgefallen, dass es in einem Fall nicht so ist: Islamischer Verein der in Essen lebenden afghanischen Mitbürger e. V., Hüttmannstraße 92. Das wird seine Gründe haben. Jedenfalls hat man hier schon mal eine Adresse. Es gibt auch einen "Geschichtskreis Altendorf", Ansprechpartnerin ist eine Renate Freitag. Da müsste ich mal anrufen. Dann gibt es noch eine "Kulturelle Arbeitsgemeinschaft Bürgerverein Altendorf" mit der Ansprechpartnerin Ute Werner. Hört sich auch ganz interessant an. Solche Stadtteilführer sind auch für andere Stadtteile wünschenswert.

Krüssmann, Holger: Architektur der Essener Plätze. Fotos: Wolfgang Kleber. Hrsg. v. Berger Bergmann und Peter Brdenk. Essen: Klartext 2017. 193 S.

Nach den Bänden "Architektur in Essen 1900 - 1960." (2012) und "Architektur in Essen 1960-2013" (2013) folgt hier ein Band über Essener Plätze. Das Buch beginnt mit einem Rückblick "Plätze in der Geschichte" und kommt dann auf die Geschichte der Essener Freiräume. Zuletzt werden die neuen Freiräume Grüne Mitte Essen, Weststadt, Niederfeldsee, Hirschlandplatz, Kruppark und Zollverein-Parkplatz besprochen. Es folgen dann Bemerkungen zu 50 einzelnen Plätzen in alphabetischer Reihenfolge. Es schließen sich entsprechende Bemerkungen an über 12 Essener Parks. Für jeden Platz oder Park gibt es eine halbe Seite Text und drei Fotos. Die Fotos sind durchweg schwarzweiß. Das ist auch insofern eine kluge Entscheidung, als die historischen Fotos und die aktuellen dadurch besser harmonieren. Auf den halben Seiten Text ist Einiges untergebracht. Aber man könnte noch viel mehr darüber sagen. Die Fotos ließen sich durch weitere ergänzen oder ersetzen. Aber insgesamt liegt ein anregender Band vor, dem man auch viel

Neues entnehmen kann, hauptsächlich aber außerhalb Borbecks. Aus Borbeck kommen vor: Borbecker Platz, Germaniaplatz, Ruhlandplatz und Schlosspark. Was dort darüber steht, ist unerheblich und nicht ganz richtig. Die Bebauung auf dem Gelände zwischen Uni und Friedrich-Ebert-Straße läuft unter Parks als "grüne mitte Essen". Dort liest man: "Als problematisch erwies sich ausgerechnet der renaturierende Effekt der teichartigen, schilfgesäumten Wasserfläche, indem sie eine größere Population von Kanadagänsen anzog, die durch Verkotung den Stadtraum nachhaltig belasteten und nur mit Mühe vergrämt werden konnten." Genau genommen treiben sich die verkotenden Gänse (dazu gehören auch Nilgänse) auch anderswo herum und ganz vergrämt sind sie auf der genannten Fläche auch nicht. Dort gibt es außerdem noch die kleinen Verkoter namens Enten und Teichhühner. Und von oben koten die Tauben und Dohlen. Man hat es nicht leicht. Vielleicht sollte man Kunstrasen nehmen, um die Grasfresser zu verschrecken. Das Literaturverzeichnis am Ende des Buches ist sehr kurz.

Mülheim an der Ruhr. Jahrbuch 2019. 74. Ausgabe. Hrsg. v. Verkehrsverein Mülheim in Verbindung mit der Stadt Mülheim. Redaktion: Walter Schernstein. Druck: Thierbach, Mülheim 2018. 336 S. 14,80 Euro

In diesem umfangreichen und gut illustrierten Band ist eine große Vielfalt von Themen behandelt. In einer kurzen Besprechung ist es nicht möglich, auch nur einen Überblick zu geben. Deshalb fische ich nur Artikel heraus, die mich besonders interessieren. Dazu gehört "Entwicklung der Rheinischen Bahn von einer Eisenbahnmagistrale zu einem Radschnellweg". Dieser Umbau ermöglicht nun das angenehme Radeln von Schönebeck nach Mülheim-Mitte. Wir konnten ihn verfolgen. Auch mit der Diskussion über die Teilstrecke bis zur Ruhr. Sehr ausführlich ist der Aufsatz von Dagmar Mühlenfeld, bis 2016 Oberbürgermeisterin von Mülheim. Es geht um das Aktionsbündnis "Für die Würde unserer Städte", dem sich inzwischen 70 Mitgliedskommunen aus acht Bundesländern angeschlossen haben. Worum geht es? Die Antwort: "Die Kommunen haben den Katzentisch, der ihnen von der Politik in Bund und Land Jahrzehnte lang zugewiesen worden war, verlassen. Das Bündnis hat das Verständnis für die Notwendigkeit für eine grundsätzliche Neuordnung der Finanzbe-

ziehungen zwischen Bund, Ländern und Gemeinden wachsen lassen und die Akzeptanz für die Forderung nach mehr Bundes- und Landeshilfen für finanzschwache Kommunen weit verbreitert." Es ist ein spannendes Beispiel von Politik in der Art von "geduldigem Bohren in harten Brettern", wie es einmal Max Weber in seinem Text "Politik als Beruf" formuliert hatte. In der Alten Cuesterey war eine Ausstellung der Künstlergruppe "Kunstfeld", die in Mülheim in einem Haus der Feldmann-Stiftung ihr Domizil hat. Schon deshalb ist der Artikel "30 Jahre Feldmann Stiftung" interessant. Dann gibt es Artikel mit Mülheimer Mundart, "Mölmisch" genannt. Unter der Überschrift "Praktische Energiewende jetzt!" wird über die Aufstellung eines Windrades im Styruemer Ruhrbogen berichtet. Darin schließt sich passend ein Bericht an über den "Max-Planck-Tag 2018 am Max-Planck-Institut für Chemische Energiekonversion". Er enthält interessante Einzelheiten zum Thema. Zum Schluss wird ein Satz von Prof. Dr. Herbert Schlögl zitiert: "Wir Wissenschaftler werden garantiert die Lösungen finden, die man braucht, um das Energieproblem zu lösen. Ich weiß aber nicht, ob wir auch die Entscheider davon überzeugen können. Deshalb sprechen Sie mit den Politikern, setzen Sie sich ein.!" Dann gibt es einen Artikel über das Hexbachtal. Die Autoren hatten im Jahrbuch 2017 bereits über das Winkhauser Tal berichtet. Beide Täler grenzen an Borbecker Ortsteile und sind daher auch für Borbecker besonders beachtenswert. Wenn man über diese Grünflächen etwas wissen will, sind diese Berichte unverzichtbar. Nach einer Einführung in die Geschichte und die geographische Situation gehen die Autoren auch auf Flora und Fauna dieser Gegend ein. Im Literaturverzeichnis wird nicht nur ein Artikel von Wolfgang Sykorra aus den Borbecker Nachrichten vom 12.8.2018 genannt, sondern auch auf Jahresberichte der Biologischen Station Westliches Ruhrgebiet hingewiesen. Da nun von der Stadt Essen Vergleichbares wie das Jahrbuch nicht existiert, ist es gut, dass Essen der Biologischen Station Westliches Ruhrgebiet beigetreten ist. Nur dort erfährt man etwas fachlich Kompetentes über Essens schützenswerte Landschaftsbestandteile.